



70. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 78.
Verleger: Ernst Schöberl in Stuttgart.

Inhalt: „Von jarter Hand“, Roman von Johannes Richard zur Meide (Fortsetzung). — Alexander Vliegen-Waeyer 2. — „Hüttlingstraßen“, Gedicht von G. von Seebold. — „Königin Zulie“, Gedicht von Johannes Krojan. — „Vinförntlich“, Novelle von Germinie Stillinger. — „Die Kehr“, von Robert Vohl. — „Im Grabner Posthale“, von Emil Seidel. — „Schmader-

büßli“, von J. G. Grimberger. — „Das Jodiatallicht“, von Josef W. Ohlrich. — „Der große Sturm“, von Hans Marillenkoch. — „Danzel“, Gedicht von Augustin. — „Ehda“, — „Das Jod und Leben“, — „Aus dem Reiche der Mode“, — „Wästel“, — „Vintreter“, — „Wirkzeuge“. **Abbildungen:** Auf der Lauer, nach dem Gemälde von G. Wertheimer. — Professor Alexander Vliegen-Waeyer. — „Königin Zulie“, nach dem Gemälde von Hubo (G. Seebold). — Maroccanische Pantale, nach dem Gemälde von G. G. G. G. — „Im Grabner Posthale“, nach dem Gemälde von G. M. L. L. — „Das Jodiatallicht“, von G. M. L. L. — „Danzel“, von G. M. L. L. — „Aus dem Reiche der Mode“, — „Wästel“, — „Vintreter“, — „Wirkzeuge“, — „Auf der Lauer“, nach dem Gemälde von G. Wertheimer. — „Im Grabner Posthale“, nach dem Gemälde von G. M. L. L. — „Das Jodiatallicht“, von G. M. L. L. — „Danzel“, von G. M. L. L. — „Aus dem Reiche der Mode“, — „Wästel“, — „Vintreter“, — „Wirkzeuge“.

hüttli, von J. G. Grimberger. — Das Jodiatallicht, von Josef W. Ohlrich. — Der große Sturm, von Hans Marillenkoch. — Danzel, Gedicht von Augustin. — Ehda, — Das Jod und Leben, — Aus dem Reiche der Mode, — Wästel, — Vintreter, — Wirkzeuge. **Abbildungen:** Auf der Lauer, nach dem Gemälde von G. Wertheimer. — Professor Alexander Vliegen-Waeyer. — „Königin Zulie“, nach dem Gemälde von Hubo (G. Seebold). — Maroccanische Pantale, nach dem Gemälde von G. G. G. G. — „Im Grabner Posthale“, nach dem Gemälde von G. M. L. L. — „Das Jodiatallicht“, von G. M. L. L. — „Danzel“, von G. M. L. L. — „Aus dem Reiche der Mode“, — „Wästel“, — „Vintreter“, — „Wirkzeuge“, — „Auf der Lauer“, nach dem Gemälde von G. Wertheimer. — „Im Grabner Posthale“, nach dem Gemälde von G. M. L. L. — „Das Jodiatallicht“, von G. M. L. L. — „Danzel“, von G. M. L. L. — „Aus dem Reiche der Mode“, — „Wästel“, — „Vintreter“, — „Wirkzeuge“.

Von jarter Hand.

Roman

von Johannes Richard zur Meide.

VI.

„Und warum kommen Sie eigentlich gar nicht mehr, Graf Carén?“ — Madame Le Fort fragt das. Wir sitzen zusammen im Salon meiner Tante. Der „Gelbe“ hüpfet schwerfällig in seinem Reffinghauer. Die Schildkröte hat uns auf fünf Minuten allein gelassen. Sie weiß Lola in guter Hut gegen meine Mordgelüste. Im Augenblick denke ich gar nicht mal an die Bestie.

Ich habe meinem Bücherer zehntausend Mark rausgeredet gegen einen „dreimonatlichen“. Auf dem Accept stehen freilich zwanzig Mille — also hundert Prozent Aufschlag, die Wechselzinsen abgerechnet. Das ist aber noch ein ganz gelindes Ansehen der Schranke in meiner fast verzweifeltsten Lage. Ich hätte lieber „dreißigtausend“ aner geschrieben, um ein sorgenloses Jahr vor mir zu haben. Aber auf längere Frist waren die zehntausend auch nicht mal für den vierfachen Betrag zu haben. Der Schuft weiß genau, daß bei den unzähligen weiteren Prolongationen viel mehr rauszupumpen ist. — Na, denn man tau! Endlich wird das alte Ungeheuer doch herben. Und jetzt liebäugle ich auch wieder feindselig mit der gelben Bestie im Käfig.

Madame versteht in meiner Seele zu lesen und droht mit dem Finger: „Seien Sie vorsichtig, Herr Graf.“

Ich lache etwas unnatürlich. „Ich denke aber an gar keinen Mord, gnädige Frau!“

Madame glaubt mir. Wenigstens thut sie so. Weit wichtiger scheint ihr, daß ich seit vierzehn Tagen die Villa in der Händelstraße meide. Meine gewundenen Entschuldigungen dieserhalb hört sie nur halb.

„Sie sprechen von moralischem Kataklysmus, beginnender Melancholie, Herr Graf? Das sagt gar nichts! Eintaukeit ist für Sie Gift. Wenn Sie solche Neigungen haben, hätten Sie Ihr väterliches Gut übernehmen sollen.“

„Man ändert sich eben, gnädige Frau.“

„Nein, man ändert sich nicht, Herr Graf! Ich sehe nicht ein, warum man bis zu seinem achtundzwanzigsten Jahre die große Welt für seinen Turnierplatz hielt — und mit dem neunundzwanzigsten plötzlich darauf verzichtet.“ Gnädige Frau spricht leise, jetzt haucht sie nur noch: „Sie nehmen mir die Freiheit nicht übel!... Sie sprechen von derangierten Verhältnissen — das ist kein Grund! Wie lange



Auf der Lauer. Nach dem Gemälde von G. Wertheimer.

glauben Sie, daß dieser gelbe Vogel noch leben kann? — Mir sieht er sehr asthmatisch aus.“

„Gewiß, gnädige Frau,“ gebe ich resigniert zurück. „Nun, jede Naturgeschichte müßte Sie eines Besseren belehren.“ Und dann fügt sie mit bezaubernd süßler Liebesswürdigkeit hinzu: „Gut — verschmähen Sie die Welt, doch verschmähen Sie nicht uns! Ich habe nun einmal ein Faible für Sie — ich stehe damit bei uns keineswegs allein: Eihels Schmäde für Sie ist vielleicht noch größer. Sie lamentiert den ganzen Tag, daß Sie nicht kommen. Sie ist eben ein großes Kind.“

Soll das ein plumper Stöcker für meine Gräfinlichkeit sein — oder ist das Weib so unheimlich klug, um zu wissen, daß ich thatsächlich für Ethel nicht Schwärme, daß ich Jugendreiz, alle Herzensgüte dieses holden Wesens doch für mich verloren ist? Von Aka schweigt Madame. Aber gerade darum wirkt es mich ordentlich, ganz leicht ironisch zu fragen: „Fräulein Aka Le Fort befindet sich wohl?“

Madame wird kühl, spricht wieder laut: „So wohl, wie man sich mit neunzehn Jahren überhaupt fühlen kann.“ Diese Art Gesundheit interessiert mich nicht. Madame, Sie sind schlau, so geistlich schlau! — Warum machen Sie eine lange Pause und erwähnen dann als etwas ganz Nebenwichtiges: „Ihr Freund Graf Serner kommt oft. Ich glaube, nur aus Geschäftsinteresse. Er wird wohl aus seinem Gelde noch mehr heraushaben wollen. Das ist der Zug der Zeit.“ Ist er das wirklich? Sind das seine ganzen Gedanken, gnädige Frau? Dein Gesicht ist völlig undurchdringlich — eigentlich ist es so durchsichtig wie die Atmospäre, von der man auch weiß, daß Milliarden kleiner Körper sie füllen — man sieht nur leider von diesen Milliarden nichts. Aber Louis Garén ist kein Narr. Er sieht, wenn du es wünschest, durch alle die Häuermauern, die uns von der Händelstraße hier trennen. Graf Serner verkehrt bei euch täglich und nur wegen eurer Tochter Aka. Ihr wißt das so gut wie ich. Aber das früheste Karikén heißt noch nicht an — und es soll anheißeln! In diesem Zwede wolle ihr mich ihm als Pacemacher ins Kennen geben. — Graf Serner — Graf Garén: wir sind denn doch von sehr verschiedenen Vollbütern gefallen. Der Serner mag's halten, wie er will, das Kennen aber, das ich reite, das will ich führen vom Start bis zum Ziele, und keiner darf mir vor die Fersen. Freilich der Preis muß auch danach sein — und der Preis ist nicht danach!

Des weiteren überhebt uns die Tante. Sie ist erröthlich gegen mich. Ach ich bei Le Forts Besuch gemacht habe, hält sie für ihr Werk und den ersten Schritt zu meiner Besserung. Madame muß ihr das mit diplomatischer Feinheit beigebracht haben, und deshalb war sie auch nicht zu Hause, als ihr die Schilbkröte neulich Gegenbesuch machte. Sie wird nie für die Schilbkröte zu Hause sein — oder nur ganz allein! Und da verheißt ich wieder die zarte Neigung der Gnädigen für mich nicht. Etwas hat sie für mich übrig. Aber warum hat sie das?

Die beiden Damen beginnen sich sofort von der gelben Bestie zu unterhalten. Bei der Schilbkröte ist es Manie, genau dieselbe gräßlich detaillierte Singabe, wie bei Müttern an die Kinder. Wenn zwei ausgezeichnete Mütter zusammen sind, dann regnet's gleich Drei-Linnschläge und Kenschustentzepte, und meine Nase wittert die furchtbaren Kinderstuhldüfte. Madame unterhält sich mit einer Sachkenntnis, die mich verblüfft; sie muß Drehn und Maß und alle Vogelkunde studiert haben. — Oder sollte sie wirklich selbst einen heimlichen, unerlaubten Vogel besitzen?

Dabei habe ich schrecklich Langeweile. Es ist überhaupt ein so schrecklich langweiliger Salon. Das ist alles unaltes Mahagoni, in heimtückischem Schwarzbraun schimmernd. Auf den Schränken, in den kleinen, häßlichen Gittergalerien unmögliche Schächerinnen aus Porzellan. Ganz fiere dito Dennen auf braunen Nestern, ein kopfwackelnder Chinese, dem beide Hände angeleimt sind — und Glasetteldecken, bunte Babegläser mit Ansichten — was weiß ich. Auf dem Schreibtische mit den geschmacklos geschweiften Schwindschweiben ein wahres Sodom von Kintheilermemungen in Nippes, und als Krone ein richtiger Gänsefiedel — man denke im Jahre des Heils achtzehnhundertundneunzig! Und

zwischen diesen Maritäten schlurft die Alte schon ein halbes Jahrhundert herum. Am Schreibtische schneidet sie mit zitternder Hand Coupons, dann entlockt sie dem plumpen Klumpertönen dünne Jugendlieder. Hat sie davon genug, nicht sie liebedoll den verblöhten Familienbildern zu, den Garén's, die sich steif und würdevoll über dem steifen Sofa breitmachen. Das ganze erlauchte Geschlecht vom Urogroßvater her ist hier vollzählig versammelt, nur meine Mutter fehlt und ich. Die Gute war schön, katholisch — und weil ich darum auch katholisch erzogen wurde, das ist der Tante eine Empfehlung weniger für mich. Ach gönne auch der Alten die allabendliche Unterhaltung mit ihren ewangelischen Erbauungsschriften, während Lola in verhängten Bauer neben ihr schlummert. Zum Glüd hängt gerade das Bücherbrett, von dem Jhohannes „Stunden der Andacht“ schimmern, schief, und ich müge die Thatfache sofort gegen die Ordnungsliebe des Vaters aus. Ist die Frömmigkeit solch alter Menschen echt, oder ist sie nur eine leere Gewohnheit, würde ich das Kreuz schlage? Das eine jedenfalls weiß ich: wenn die Schilbkröte kopfwackelnd und gottgegeben sich auf ihren Himmel vorbereitet, so würde die sanft nickende Bewegung sofort in ein energisches Schütteln übergehen, wenn ein Betrüger von ihr zehn Pfennig verlangen würde.

Das ist nicht etwa Verleumdung meinerseits — nein, es ist die Natur meiner Tante! Wenn ich sie nicht zu genau kenne, würde ich heute irre an ihr werden, denn die Schilbkröte ist von einer Honigsüße, einem Charme, daß Madame es längst aufgegeben hat, auch nur eine Sekunde nicht zu lächeln. Es ist die Maske des Lächelns, und so seelenlos-gleichgültig, daß mir graut. Ja, mir graut! — Was will diese Frau hier? Sie hält bei dem blödsinnigen Gespräch schon drei Stunden aus; ich bin kaum eine halbe da, und der Gähnkampf über mich faßt.

„Ja, gnädige Frau, wenn man sich in das Seelenleben dieser lieben Geschöpfe verliert — was sieht man da nicht alles! Ich versichere Sie, bei meinen furchtbaren geistlichen Schmerzen genügt ein einziger Blick auf Lola — und ich bin nicht mehr alt, allein, unglücklich.“ — Seelenleben, Schilbkröte? Obenogut könntest du von deinem eignen Seelenleben sprechen!

Aber Madame versteht. „Ganz gewiß, gnädigste Gräfin, ganz gewiß! Das kann ich Ihnen so nachfühlen.“

„Doch wie selten sind solche Seelen wie Sie, Madame Le Fort!“ fädelt die Tante. „Und das ist um so wunderbarer, weil Sie selbst zwei reizende Töchter haben. Ich habe immer bei Müttern einen steinlichen Geismus gefunden — auch die Mutter meines Nesters.“ Sie war eine Laß-Laß.“ Diesen Zwischenjah kann sich die Schilbkröte nicht verkneifen, da sie bei aller Vogelliebhaberei von einem wahnwitzigen Avelsholze ist. Sie hatte meine Mutter, sie haßt mich — Aber eine Laß, eine echte Laß, das beste blaue Blut ohne Färkentrone, das vielleicht existiert. . . das muß ja Madame Le Fort die Achtung vor dem geistlich Garénischen Namen einköpfen, mit dem selbst solche Geschlechter sich mischten!

Und Madame hat Achtung, sieht mich freundlich an: „Das haben Sie mir noch gar nicht gesagt, Herr Graf.“

Die Schilbkröte fühlt, daß sie, statt Stimmung für Comtesse Jeannette Garén zu machen, Stimmung für den leichtfertigen Nester gemacht hat, und verabsolgt mich dieserhalb: „Nun — nun . . . deine Mutter hatte auch ihre Fehler . . . ihre großen Fehler. Louis, du kannst nicht leugnen.“ — Louis leugnet gar nichts. Louis ist ganz feige — „denn diese Art der Verschwendung, die stammt von den Laßs und nicht von den Garén's, lieber Nester.“

„Na, na, Tantchen! Der Großvater war doch ein Lebemann, wie's nur je einen gegeben hat.“

„Louis, du sprichst da Dinge, die du nie beantworten kannst.“

„Ich erzähle nur, was Papa mir ein halbhundert Mal erzählt hat. Denke doch an die Pariter Jungschichte.“

Die Tante plustert sich hoheitsvoll auf und ist dadurch Lola so ähnlich, wie eine Schilbkröte einem Kanarienvogel überhaupt ähnlich sein kann. Ich

werde also ganz links liegen gelassen. . . „Es ist schweiß, gnädige Frau,“ sagt die Tante.

„O, wir waren lange in Indien, Frau Gräfin.“ Die „Frau Gräfin“, das ist das Schmerzspflaster! Die Schilbkröte sucht mit ihren wässerigen Augen die ganzen Tapeten ab. Ich glaube, auf ihre alten Tage bildet sie sich wirklich ein, daß sie auch einen Mann unbeschreiblich glücklich gemacht hat und jetzt den Geist ihres Seligen an den häßlichen Schweizer Tüllgardinen entlang schweben sieht. Endlich bietet Lola einen Ruhepunkt für die irrenden Augen. „Lola — Lieblich, du bist müde?“ Der Gelbe, der sich anfangs durch heftiges Häpfen zustimmend an der Debatte beteiligt hatte, sitzt jetzt vollständig unbeweglich auf seiner Stange. „Lola, willst du schlafen?“ Und mit mütterlichen Gefühlen erhebt sich die Schilbkröte, um für den Käfig ein seidenes Tuch zu holen.

Ich weiß, daß Lola ein Tyrann ist, zuweilen durch fortgesetztes Piepen Bahnvorfstellungen in der Seele meiner Tante erzeugt. In solchen Augenblicken kann sie springen wie ein Wiesel. „Lola, willst du frisches Wasser?“ Lola hüpf auf seiner Stange wild zurück, bis er die Käfigstabe berührt und nicht weiter kann. Lola ippert den Schnabel an der Debatte beteiligt hatte, sitzt jetzt vollständig unbeweglich auf seiner Stange. „Lola, willst du schlafen?“ Und mit mütterlichen Gefühlen erhebt sich die Schilbkröte, um für den Käfig ein seidenes Tuch zu holen. „Lola, willst du schlafen?“ Und mit mütterlichen Gefühlen erhebt sich die Schilbkröte, um für den Käfig ein seidenes Tuch zu holen. „Lola, willst du schlafen?“ Und mit mütterlichen Gefühlen erhebt sich die Schilbkröte, um für den Käfig ein seidenes Tuch zu holen.

„Lola, komm!“ sagt die Schilbkröte jetzt schmeichelnd. Aber Lola sitzt so sonderbar ruhig auf seiner Stange mit noch halb offenen Augen, und die Pupillen sind so merkwürdig klein. „Lola!“ fädelt die Tante wieder, und da der Gelbe sich nicht rührt, tippt sie mit dem dicken Finger nach ihm. Jetzt kommt Leben in den bewegungslosen Körper, ein vibrierendes Leben, ein leichtes, frampfhaftes Zittern, das aber jede Feder bewegt. Das ist kein vorübergehender Anfall — das Zittern wird härter, immer stärker, die Augen haben einen unglücklich gemäulten, fast menschlichen Ausdruck, während die Pupillen immer mehr zusammenschrumpfen lächeln.

„Lola ist doch müde!“ beruhigt sich endlich die Tante, aber sie zögert dennoch mit dem Bedenken.

Madame und ich sind auch aufgestanden, umstehen das Bauer. Ich mit sehr geteilt Gefühlen, denn das gekochte Tier leidet — das stumme Weiden habe ich nie gern gesehen. Madame steht neben mir — ich muß sie ansehen! — Noch schwebt das Lächeln der Maske um die Lippen, aber es ist so grauig öde, inhaltslos, und die Augen, die blauen, leeren Augen schimmern jetzt in einem harten Glanze. Madame ist gespannt, auch die Maske deckt das nicht. So mag ein Divisor seinen zuckenden Frosch ansehen mit der mittelstlofen Schärfe, die nach dem Symptome sucht. Auch die Augen der Tante sehen angstvoll die der „Fremdin“. Madame lächelt härter — es soll eine Art Wehmuth darin liegen, doch da ist die Grenze: wehmütig lächeln kann Madame Le Fort nicht!

„Es wird sich schon wieder geben, Frau Gräfin,“ beruhigt sie. „Es ist sicher etwas ganz Vorübergehendes.“

„Vielleicht, wenn ich einen Tierarzt holen lasse —“ überlegt die Tante.

„Ich bin auf dem Sprunge, für Lolas sanften Tod alles mögliche zu thun. Madame jedoch wünscht das nicht. „Wozu denn, Frau Gräfin?“ Diese Leute haben keine Ahnung, töten Ihnen das Tierchen mit ihren Ferkelorden. Es wird ganz gewiß nichts Schlimmes sein.“

Das entscheidet. Ich aber werde von zweifältigen

Gefühlen gepoltert, von denen das stärkere ist: warum stirbt eigentlich die Vögel nicht?

Lola wird endgültig bedeckt. Ich mache einen dummen Wis. Die Gnädige droht, die Schildkröte fängt.

„Aber, liebe Tante, du bist auch wegen des Vogels so furchtbar ängstlich.“

„Sprechen wir nicht davon, Louis — sprechen wir nicht davon!“ ... Und sie schiebt sich wehmützig in eine Sofa-Ecke.

„Aber, meine gnädigste Gräfin, trösten Sie sich doch!“ Madame übernahm so gründlich und überzeugend die Tröstung der Tante, daß diese bereits wieder meinen Leichsinn diskutieren konnte: „Töchter sind ein Segen, gnädige Frau — aber Neffen ...“

Der zweite Teil des geistreichen Apercus wird mir bei jedem Besuche präsentiert. Warum die Schildkröte so besorgt um mich thut, weiß ich nicht. Sie hat ja eine geheime Freude daran, daß ich leichtsinnig bin, daß sie mich durch einen zitterigen Namenszug zum Millionär oder zum Bettler machen kann. An die kleinen Vögelchen dachte ich in dem Augenblicke nicht. Mich interessierte der seidenverhangene Käfig. — Schläft da der fatte, verzogene Tyrann? Oder kämpft er einen stummen Todeskampf? Dieser Vogel bedeutet für mich Millionen, dennoch wünsche ich ihm in diesem Augenblicke nicht mehr den Tod. Es ist weder Mitleid noch Großmuth — es ist eine Art Scham, der männliche Willenswille gegen ein lächerliches Geschid. Von den Verbannungsstrafen eines Kanarienvogels gewissermaßen abzuhängen, das ist läppisch.

Dennoch sehe ich so gespannt auf das „verschleierte Bild“, horche scharf. Unter dem gelben Tuche geht etwas vor, das vielleicht allein ...

Nein, ich bin ungerecht. Madame denkt gar nicht an den Vogel, sieht über das gelbe Tuche hinweg ohne Interesse, als wenn alles für sie nie existiert hätte. Und selbst ... gerade diese Gleichgültigkeit, die nicht einmal mehr die Rasche des Lächelns deckt, reizt mich, den Käfig anzustreuen, zu lauschen auf jeden Laut, jede Bewegung. Aber es passiert nichts hinter jenem Vorhang ... absolut nichts.

Diese Stille macht mich ganz nervös. Und auf einmal höre ich einen Laut, einen kaum hörbaren Fall ... Ich würde es für ein Phantasiegeräusch gehalten haben, aber in Madames Augen zuckt es auf. Tante, die Lola hat sich eben gerührt ...

Die Schildkröte lächelt stolz, tastet sich mit ihren gichtlichen Händen an der Tischplatte entlang zum Käfig. „Lola, mein Liebling.“ — sie nimmt das Tuch weg ... „Lola ...“

Dann stößt sie einen schrillen Schrei aus. In einer Kängasse liegt der Vogel mit eingezogenen Krallen und offenem Schnabel: Lola ist tot.

Und jetzt wieder das freudende: „Stark! — Anna!“

Der Hofstaat, der jedenfalls gerade gehorcht hat, reißt die Thür auf, stürzt herein. „Gnädigste Comtesse ...“ Die Schildkröte vermag nur noch mit den Händen zu zeigen: „Da — da!“ mit der Pose einer Maria Stuart auf einem Kopfortageband. Dann schwanzt sie. Ehe ich zurpringen kann, hat sie der Hofstaat schon in seine Arme genommen. „Gnädigste Comtesse müssen sich beruhigen!“

Ich fühle die feindseligen Blicke des Viden und der Dämnen. Die Tante rollt die Augen wie eine Sterbende. Der tote Vogel thut mir leid, aber wenn die Schildkröte jetzt hinübergeschwebt — das ist ein angenehmer Schauer.

Doch die Schildkröte schwebt nicht hinüber, sie wird nicht mal richtig ohnmächtig. Und ehe sie noch die halb getömmte Junge bewegen kann, tappst sie schon mit den Gichtfüßern in die Luft — in meiner Richtung: „Er hat ihn gemorbet ... er!“ Das kann die Tante doch endlich hinter dem falschen Gesicht hervormurmeln.

„Aber ich habe das Tier ja gar nicht berührt, kann angehen.“

„Doch, doch — du bist es gewesen, Louis! Du hast ihn immer töten wollen.“ Argwohn und Abneigung sind allmächtig. Und wenn eine göttliche Vernunft ihr klar bewiese, daß ein Mord unmöglich war, so würde sie doch stierneck behaupten, meine ruchlosen Gedanken hätten den Liebling getödet. Es ist so dumm!

Der Hofstaat fühlt instinktiv, daß er energisch Partei nehmen muß. Sie sind nicht Liebhaber, sie sind ja Bertrante und hegen die Befürchtung, daß, wenn der Sohn der Kaiserin sich doch noch in das Herz der Schildkröte einschleichen könnte, so würde er eines Tages ihre Rechnung revidieren, den ganz kolossalen Schwund aufdecken, der natürlich mit dem Haushaltungsgelde getrieben wird. Wenigstens in einigen Schwellen, in vorwurfsvollen Blicken muß dem Grafen Garon gezeigt werden, daß sein Leumund belästet ist, und daß ihre Legate unwiderrücklich sind.

Doch auch gräßliche Geduld hat ein Ende. Ich habe eine Vision von einer früheren Rekrutenaufstellung und fahre auf den Viden los: „Sehen Sie mich nicht so frech an, Kerl!“ Der Vide ist ein brutales Subjekt — er ist aber auch eine Dienbotenatur und lacht.

Und als ihm die Tante mit tragischen Handbewegungen zu Hilfe kommen will, da sage ich sehr bestimmt: „Was du mit mir zu sprechen hast, Tante, das habe die Götter, nicht in der Gegenwart dieser Leute zu thun.“

Auch sie ist eine Dienbotenatur und lacht. Madame dagegen sieht mich lächelnd an, und die schmalen Lippen trauern sich spöttisch. Sie hätte mir bei der unruhigen Scene beifpringen können — sie that's nicht. Drum ist's eine sehr fähle Verbengung, mit der ich mich sofort verab-

schiede. Ich bin entschlossen, die Bude dieser blödsinnigen alten Jungfer nicht mehr zu betreten. Mag sie mit ihren Millionen zugleich verrecken! ... Und wie ich so durch den drehenden Korridor der Villa hinauswandle, liegt wieder der Geruch von Beau d'Espagne in der Luft. Ich beginne Beau d'Espagne zu hassen.

Dann werde ich nüchtern. Woher eigentlich dieser Wuterech bei einem Menschen, der gar nicht zu Excessen neigt? Ich war nie tobftüchtig; ich bin von Jugend auf durch eine Schule gegangen, die kaltes Blut und lächelnde Selbstbeherrschung lehrt. Und trotzdem — was ich thue, Gutes oder Schlechtes, Dummes oder Kluges, es ist nie kalte Erwägung, die mich zum Handeln bringt — immer war's Impuls, innerliche Auflehnung gegen äußerlichen Zwang. Zum Diplomaten paßt diese Augenblickspolitik nicht. Und doch hat ein großer Meister unserer Kunst mir einmal im Vertrauen gesagt: „Der Impuls gehört zu jedem Fach, nur muß man ihn zu zügeln wissen.“ Ich kann ihn auch zügeln — aber immer fünf Minuten zu spät.

Der weiße Haran, der dieses schreibt, muß wohl ziemlich ziellos im Tiergartenviertel umhergeturnt sein, denn plötzlich hört er hinter sich eine lebenswürdige Frauenstimme: „Noch immer böse, Herr Graf?“ Das ist die Dame mit der charakterlosen Stirn. Die Lebenswürdigkeit in Person bin ich natürlich nicht. Madame überreicht das. „Wie kann man sich nur so unmäßig aufregen, Herr Graf!“

„Ja wie kann man!“ gebe ich ihm zurück.

„Sie sind mir böse, daß ich Ihnen nicht zu Hilfe gekommen bin. — Bedenken Sie doch! Was

heute falsch gewesen wäre, ist morgen richtig. Erklärte ich categorisch: Comtesse, das geht zu weit — man mordet schlechterdings keinen Kanarienvogel mit den Viden ...“ Ihre Tante würde ich schon ruhig gekriegt haben, aber die Leute, unter deren Pantoffel sie steht, hätten eine Stunde später gewonnenes Spiel. „Die hat gewiß mitgeholfen,“ hieße es dann. — Ich und morden! Ich werde ohnmächtig, wenn ich meinen eignen Finger bluten sehe. So habe ich nichts geirgt, lasse das Gewitter ausstoben. Morgen komme ich zur Konfessionsliste, und wie viel harterlosler Kling's dann: „Frau Gräfin waren gestern doch ein klein wenig ungerecht! Ihr Herr Neffe that mir leid ...“ Dann komme ich auf den toten Vogel zu sprechen. — Es thut mir auch leid, das Tierchen! — Ich werde nicht Ihr schlechtester Anwalt sein, Herr Graf, wenn ich erst von weiter Fügung des Schicksals spreche und sehr viel später von verzehlichem Leichsinn.“

Das ist wieder mal sehr diplomatisch gedacht. Aber heute ist diese Diplomatie nicht nach meinem Geschmack. „Und warum wollen Sie eigentlich mein Anwalt sein, gnädige Frau?“ Das ist unhöflich, ein schlechter Tanz für Madames Güte.

„Weil ich nicht möchte, Herr Graf, daß Sie zu Grunde gehen.“ Das ist wiederum sehr gütig von Madame, nur daß ich diese Güte heute nicht verstehen will. Sollte sie mich wirklich für Ethel ködern wollen? Ein schwacher und ein starker Wille reiben sich hier, das merke ich, aber darin liegt auch der Schlüssel für meine Abneigung — eben weil ich diese schwächere Natur bin. (Fortsetzung folgt.)

Alexander Liezen-Mayer †.

In München verschied am 19. Februar im Alter von 59 Jahren Alexander Liezen-Mayer, der ausgezeichnete Historien-, Portrait- und Genremaler. Am 24. Januar 1839 zu Raab in Ungarn geboren, erhielt der Berechnete seine erste künstlerische Vorbildung in Wien, siedelte jedoch bald nach München über, wo Bilots ihn 1862 in sein Atelier aufnahm. Seine ersten größeren Werke waren die Heiligensprechung der Elisabeth von Thüringen und Maria Theresia im Garten zu Schönbrunn, das Bild einer Bettlerin stehend. Erst 1867 verließ er die Schule Bilots, dem er jedoch in treuer Verehrung jugendlich blieb. Im Beginn der siebziger Jahre wandte er sich jenen Stoffen zu, auf dem er seine größten Erfolge erzielen sollte, der Miniaturmalerei klassischer Dichtwerke, sei es durch Selbstbilder, die einzelne Szenen darstellten, sei es durch ganze Götter, wie die fünfzig Blätter zu Goethes Faust, und die zweiunddreißig Blätter zu Schillers „Glocke“. Für die „Schiffel-Galerie“ zeichnete er drei Darstellungen zu „Ellebar“. Im Jahre 1877 zum Mitglied der Wiener Akademie ernannt, wurde er 1880 mit der Leitung der Stuttgarter Kunstschule betraut, jedoch schon 1883 als Professor für Historienmalerei an die Münchener Akademie zurückberufen. Unter seinen neueren Werken sind „Die heilige Elisabeth von Ungarn“, „Philippine Welser vor Ferdinand I.“, sowie die „Thronbesteigung des Matthias Corvinius“ hervorzuheben, die dem Künstler auf der Wundepeter Willenmannsausstellung die große goldene Medaille eintrugte. Im Auftrage Kaiser Wilhelms II. schuf er für die königliche Bühne in Hannover den neuen Theatervorhang, den wir in Nr. 52 uneres vorigen Jahrganges wiedergaben.

Früblingsrunen.

Hast du im alten Götterwalde Durch den noch leis die Sagen wehn, Die uns gesungen mancher Falde, Die Namenzeichen nicht gesehen? Die Namen nicht auf all den Zweigen, Auf jeder Knospe, jedem Blatt, Auf jedem Stamm, den sich zu eigen Der junge Lenz erkoren hat? Die er gerigt in jede Nide Mit seinem goldenen Zaubersab, Die er als Frühlingsangebinde Dem Hain im Thalwärtsziehen gab? Kannst du des Stifes dunkle Chiffren, Der Wäpferkronen rauchend Wehn, Die Falbenzeichen nicht entziffern, Des Lenzes Räthel nicht verkehren? Sahst du sein golden Siegel prangen Auf meinem sel'gen Haupte nicht, Als jählich ich durch den Wald gegangen, Gestemmt dir an die Seite dicht? Als mir ins Auge du gesehen, Hast nicht gesehen du, mein Lieb, Die Namen, die beim Thalwärtsgehen Der Lenz in meine Seele schrieb? 4. von Sebald.



Professor Alexander Liezen-Mayer.



Wienstein. Kasse. Auf dem Gemälde von Rudolf Gröschel.

Königin Luise.

— Sum 22. März 1898. —

(Siehe das Bildnis Seite 396 und 397.)

S Königin, tief muß bewegen
Erinnerung uns, wenn dir sie gilt,
So tritt entzückend uns entgegen,
So rührend uns dein lieblich Bild.
Sernieder neigend dich vom Throne
Gewandtst du dir ein jedes Herz,
So höflichkeit im Glanz der Krone
Und uns so menschlich nah im Schmerz.

Ah, Schmerz und Leid hast du erfahren,
Es dich erstößt davon der Tod;
Du hast erlebt in schweren Jahren
Des Vaterlandes Schmach und Not.
Und es das deutsche Schwert es wieder
Erworben, was der Feind geraubt,
Da neigstest still-ergeben nieder
Zum Sterben du dein schönes Haupt.

Du warst heimgekehrt zum Frieden,
Du regst' es sich im deutschen Land,
Es war Vergeltung ihm beschieden,
Als es in blauen Bassen stand.
Der Rheinstrom sah die deutschen Seere
Den Frankreich ziehn in Sturmesritt;
Es ward gekämpft für deutsche Ehre,
Und deine Söhne suchten mit.

Wohl war der grimme Feind bezwungen
In ungeheuren, blut'gem Streit,
Doch nicht erreicht war, was gefungen
Die Säng' deutscher Herrlichkeit.
Nicht, was verhöhnt einst die Älten;
Des Deutschen Reichs erneute Macht;
Das blieb der Zukunft vorbehalten,
Und o wie schön ist es vollbracht.

Sie kamen uns, die goldenen Tage,
Da stieg herab von seinem Thron,
Dah er das deutsche Banner trage
Dem Heer voran, dein großer Sohn.
Und als er heimwärts kehrte wieder,
Mit Sieg gekrönt, mit Ruhm und Glanz,
Da legst' an deiner Brust er nieder
Demüthig seinen Lorbeerkranz.

An ihn und seine Thaten denken
Wir dankherfüllen Herzens heut,
Die gab es Gott, ihn uns zu schenken,
Der uns des Reiches Macht erneut.
Und wenn sich heut die Herzen regen
In der Erinnerung, die ihm gilt,
Dann strahlt auch freundlich uns entgegen
Und segnend uns dein holdes Bild.

Josephus Erosan.

Sinksrheinisch.

Novelle

Hermine Billinger.

Der Kapitän fuhr mit seinem Kopf aus dem Bett und warf einen ärgerlichen Blick auf die Notofen-Ofen, die auf der Kommode stand, inmitten einer Anzahl Empirerassen.

„Um, noch nicht sechs,“ drumnte der alte Herr, der soeben durch ein ähnerst kräftiges Lachen aus dem Schlafe geweckt worden war. Wer konnte das sein da oben, fern von der kleinen Fabrikstadt, die sich drünten im Thal zwischen Wald- und Nebbergen ausbreitete? Das Häuschen, das der Kapitän bewohnte, lag, ganz von Ranken umspinnen, dem anscheinlichen Besitztum des reichen Fabrikanten Jean Merkle gegenüber, und es war noch nie jemand von dessen Leuten eingedrungen, die Morgenstille durch ein lautes Gelächter zu stören.

Mit eins fuhr der Kapitän in die Höhe: „bigre mon bijou!“ und war im nächsten Augenblick am Fenster. Welche Heberwaldung! Das kleine eisidliche Häuschen gegenüber, das der Fabrikherr für seine Schwester neben seinem Garten hatte bauen lassen, war bewohnt; zum erstenmal seit zehn Jahren standen die Läden offen, und im Gärtchen befand

sich ein Mensch in einem grauen Leinwandfittel, mit einer Hacke in der Hand, und der war's, der gelacht hatte; er lachte noch immer, und zwar über Bijou. Das Tier hatte, natürlich aus Neugier, den Kopf zwischen die Gitterstäbe des Gartens gezwängt und konnte sich nun augenscheinlich aus dieser Lage nicht mehr befreien. Es schrie und zapfelte, und nicht weit von ihm, auf einem Steinpfiler des Nebengartens, sah eine große, schöne Angorakate und sah mit funkelnden Augen der Verzweiflung des Hundes zu. Der mit der Hacke kam heran, sprach dem winselnden Tier freundlich zu, nahm dessen Kopf zwischen die Hände, drückte ihm ein wenig die Ohren zusammen und befreite so den Hund aus seiner Lage. Die Kater, die sich für diesen Vorgang zu interessieren schien, hatte unvorsichtigerweise ihren Posten verlassen und war ins Gärtchen gesprungen. Kaum sah sich der Hund frei, als er auch wie von Sinnen durch die offene Thür raste und sich auf die Kater stürzte. Sie hatte gerade noch Zeit, an dem im Leinwandfittel emporzuleitern und sich an seinen Schultern festzuklammern. Wer war dieser Fremde, wer konnte dieser neue Nachbar sein?

„Tröndle,“ erschalle dessen Stimme in diesem Augenblick nach dem Hause hin. „Jagen Sie den Hund fort!“

Der Kapitän plagte mit einem Fluche heraus — ein Offiziersbüschel, ein deutscher Offiziersbüschel, war aus dem Hause getreten und beförderte den tabiaten Bijou ohne weiteres zur Thür hinaus.

War das denkbar, auf dem Eigentum des Monsieur Merkle ein deutscher Offizier! Gestern abend noch war er, der Kapitän, mit seinem Freunde Martelet drüben gewesen; sie hatten mit Monsieur Merkle sonniert und gespielt, und er hatte ihnen mit keinem Worte verraten, daß er sein Häuschen vermietet hatte.

Die Empörung ließ den alten Herrn nicht mehr schlafen; er läutete nach seinem Frühstück, hatte Luise, Bijou, der mit der Hausfrau kam, einen Fußtritt zu geben, brachte es aber nicht über sich, und da sein Neger irgendwo hinaus mußte, fuhrte er ihm die Hand zum Nisieren, so daß der alte Herr wie tätowiert ansah, als er das Haus verließ. Drüben der Offizier trat zu gleicher Zeit heraus; sein Säbel schlug klirrend gegen die Gartenthür, und Bijou sprang zutraulich an ihm empor; er grüßte den Nachbar, und der Kapitän riß mit einem wütenden Gesichtsausdruck den Hut vom Kopf und türmte davon. Er war ein kleiner, unterlegter Mann mit einem dicken, rötlichen Gesicht und sah trotz seines wohlgepflegten Dentonatre ganz wie ein deutscher Wiederkehrer aus; er hieß noch obendrein Mätkerhuber, und dieser nicht zum Anbringen deutsche Name war der Hauptnummer seines Lebens, denn es gab keine französische Junge, die ihn auszusprechen vermocht hätte.

Der Kapitän ging an dem schönen eisernen Gitterthor vorbei, von dem man durch eine breite Kastaniennallee zum Wohnhaus des Fabrikanten gelangte, und trat unterhalb des Gartens in den Hof.

Im ersten Stock eines länglichen Gebäudes, dessen untere Räume wirtschaftlichen Zwecken dienten, hatte der Freund, Monsieur Martelet, seine paar Zimmer.

Martelet war ebenfalls Kapitän; Monsieur Merkle hatte ihn im Jahre 1870 als schwerverwundeten Offizier bei sich aufgenommen und verpflegt, und seither war er als Gast im Hause geblieben. Er liebte es zwar, bei jeder Gelegenheit von seiner Abreise zu sprechen, um die armen Elsäßer, die so froh waren, ihn zu haben, ein wenig zu ängstigen. Im Grunde wußte er aber ganz genau, daß er drüben in Frankreich nicht halb so viel Effekt gemacht haben würde als hier, wo man den lebenswürdigen Schwabronneur auf Händen trug.

Er lag noch im Bett, als der Kapitän bei ihm eintrat; der Franzose fuhr mit seinem völlig tablen, ganz mit Ringeln überzogenen Köpfchen aus dem Kissen: „Unglücklicher, Sie wecken mich aus meinem besten Schlaf!“

„Um Ihnen zu sagen,“ fiel ihm der Kapitän ins Wort, „daß Monsieur Merkle einen Mieter in sein Gärtchenhäuschen genommen hat, und daß dieser Mieter niemand anders ist als ein deutscher Offizier.“

Der kleine Franzose fuhr mit beiden Beinen

zum Bett herans: „Sie träumen — Sie haben gestern abend wieder zu viel getrunken!“

„Ich bitte Sie, Martelet, ich sehe Sie an, das ist nicht leicht zu nehmen, das ist eine ernste Sache — in unsrer nächsten Nachbarschaft ein deutscher Offizier, den man täglich vor Augen haben muß, um immer wieder daran erinnert zu werden —“

Er konnte nicht weiter sprechen; die Erregung schnürte ihm die Kehle zusammen.

Martelet klopfte ihm auf die Schulter: „Mein armer Freund, Sie haben recht — wech eine Beleidigung! Gestern abend haben wir noch mit diesem Monsieur Merkle zusammen — sagte er uns auch nur ein Wort von seinem Vorhaben? Das ist ihm nicht der Mühe wert — wir haben uns zu fügen — wir sind in seinen Augen niemand. Aber, Monsieur Merkle, das geht zu weit; einmal hat's ein Ende, und diesmal bleibt's dabei: ich reise ab! Jawohl, ich reise! Sagen Sie nichts, mein lieber Kapitän, bilden Sie sich nicht ein, mich von meinem Vorhaben zurückhalten zu können — o nein, ich bin nicht derjenige, der sich einen deutschen Offizier vor die Nase legen läßt — schon der Anblick einer preussischen Uniform treibt mir die Galle ins Blut — unter jeder Bedingung, ich reise — kein Wort, Kapitän, ich beschwöre Sie, keine Silbe; ein Widerspruch könnte mich in diesem Augenblick zum äußersten treiben.“

Der Kapitän, der treuherzig genug war, immer wieder den Kopf zu verlieren, so oft Martelet von seiner Abreise sprach, rief in heller Verzweiflung aus: „Und Mademoiselle Jeanne?“

„Das arme Kind,“ seufzte Martelet, „mit ihrem schönen Patriotismus; ich sage nicht, daß mir die Trennung von ihr leicht wird —“

„Und ich sage,“ unterbrach ihn der Kapitän, „daß es unsre Pflicht wäre, ihr beizustehen und Monsieur Merkle wegen seiner Handlungsweise zur Rede zu stellen.“

„Ah, mein Freund, das ist eine Idee!“ rief der Franzose aus, „ich bitte, mir das Wort zu lassen, ich werde diesem Monsieur Merkle sagen — Monsieur Merkle, werde ich zu ihm sagen —“

Martelet hielt seine Rede in den Spiegel hinein; er trug jetzt ein schwarzes Perücken und probierte mit großer Sorgfalt nacheinander drei Kravatten an; er entschied sich für eine hellblaue, dabei immerfort seine Rede an Monsieur Merkle haltend, an der er sich selbst bewußte. Der Kapitän hörte ihm geduldig zu; er war von Natur ein leicht aufbrausender Mensch, aber Martelet konnte ihn um den Finger wickeln, denn der Franzose war für ihn der Repräsentant seines Vaterlandes, das er verloren hatte und nicht verschmerzen konnte.

Auch Jeanne, die Tochter des Fabrikanten, hatte zu ihrem Erstaunen eine Uniform im Nebengärtchen entdeckt und begab sich in ihres Vaters Zimmer, um ihn zu fragen, was ein deutscher Offizier da drüben zu thun habe.

Monsieur Merkle lag auf dem Kanapee ausgebreitet; unter den Füßen hatte er eine Zeitung, unter dem Kopf sein Taschentuch. Diese pießbürgerliche Art, seine Sachen zu schonen, war das Eigenste seiner Tochter, die als Erbin einiger Millionen in Paris erzogen worden war. Jedes, trotzdem sie nach der letzten Pariser Mode gekleidet war, es half ihr nichts; sie sah darum doch mit ihrer großen, schlanken Figur, ihrer leuchtenden Gesichtsfarbe und dem reichen, abschlonnen Haar zum Lachen deutsch aus, wie sich ihre Verwandten ausdrückten. Und dies war der Hauptnummer in Mademoiselle Jeanne's Leben!

In den Mäuren des unteren Stockwerkes, das Monsieur Merkle bewohnte, fehlte jeder Komfort, fehlten alle jene Dinge, die ein Gemach erst warm und wohnlich zu machen vermögen. Jeanne's jugendfrische und höchst moderne Erscheinung stand im grellsten Gegensatz zu der altmodischen, steifen Pracht dieser vorzeitlichen Einrichtung.

Um so besser paßte Monsieur Merkle hinein mit seinem schmalen, nächtlichen Gesicht und dem eifigen Gebahren seiner ganzen Persönlichkeit.

Der Fabrikherr war in diesem Augenblick in seine Börsenberichte vertieft und lebte es nicht, bei dieser Beschäftigung gefahrt zu werden. Jeanne, die nie laut sprach, nie heftig auftrat, hatte ihren Vater schon zweimal angeredet, ohne daß er aufgehört

hätte. Aber es war ihr zu wichtig, was sie auf dem Herzen hatte.

„Du hast Tante Juliettes Häuschen an einen deutschen Offizier vermietet,“ sprach sie mit erhobter Stimme, „ist das möglich, Papa, du, so reich?“

„Wer sagt das?“ fuhr er auf. „Man muß nie mit Bestimmtheiten um sich werfen; es giebt überhaupt keine einzige Gewißheit auf der Welt.“

„Aber das ist doch gewiß, daß in unserm Häuschen seit gestern abend ein deutscher Offizier wohnt?“

„Anschließend ist er ein Deutscher,“ gab Monsieur Merkle zu, „wenigstens behauptet er's, aber sein Name ist Dumont; und du willst eine Französin sein und beistehst Merkle.“

„Papa — Jeannes Wippen zitterten ein wenig —, was werden unsre Verwandten in Paris sagen? Ich schäme mich zu Tod.“

„Das ist unnützlich,“ sagte Monsieur Merkle, „neulich in Millhausen, als die Arbeiterwüthen ausbrachen, waren sie alle recht froh über das deutsche Militär; man muß immer rechnen, mein Kind, und sich mit Keuten, auf deren Hilfe man angewiesen ist, nicht feindselig stellen; denn diese Pariser können mir nicht helfen, wenn mein Eigentum in Gefahr kommt.“

„Immer dieses Geld,“ murmelte Jeanne. Ihr Vater lächelte; er wollte eben etwas sagen, als er durch den Eintritt der beiden Hausfreunde daran verhindert wurde.

Der Kapitän mit seinem vor Aufregung roten Kopf wollte sofort ins Zeug gehen, allein Monsieur Martelet schnitt ihm das Wort ab, indem er erst Jeanne mit einem Schwall von Liebenswürdigkeiten überschüttete, sodann Monsieur Merkle versicherte, er werde alle Tage jünger, und ganz lustig hinzufügte:

„Apropos, was haben wir denn da durch das Gitter Ihres Nebengartens für einen bunten Vogel schimmern sehen, Monsieur Merkle?“

„Es ist ein deutscher Offizier,“ sagte Jeanne, indem ihr eine tiefe Röthe in die Stirn stieg.

„Mademoiselle“ — der Kapitän wollte von seinem Stuhl aufspringen, allein Martelet kam ihm abermals zuvor:

„Greifen wir uns nicht, Monsieur Merkle ist immer gerecht, er wird uns den Grund seiner Handlungsweise nicht vorenthalten, nicht aufsehen, wie viel von der Sache denken sollen, anzuklären.“

„Die Sache ist ganz einfach,“ fiel ihm Monsieur Merkle ins Wort, „es machte mir Spas, dem deutschen Offizier mein Häuschen zu vermieten; es ist mir nie in meinem Leben eine so freundliche Beharrlichkeit vorgekommen wie die dieses Herrn, und bei Beharrlichkeit habe ich eine besondere Schwäche. Das leere Häuschen da oben gefiel ihm, und so oft er mich sah, bat er mich mit der ausgefallensten Pflanzheit, ich möchte es ihm vermieten. Daß ich endlich nachgab, hat übrigens noch einen andern Grund. Legten Monat farb mir ein tüchtiger Arbeiter; ich habe wieder eine Witwe mit drei Kindern auf dem Hals; mit dem Metzgers des Häuschens ist ihr geholfen. Man muß immer rechnen, meine Herren.“

„Habe ich's nicht gesagt?“ rief Martelet aus, „da haben wir's! Monsieur Merkle ist nicht der Mann, der sich hinreihen oder verwirren läßt, Monsieur Merkle thut immer das Richtige. Unser armer Kapitän, ich sehe es ihm an, ist anderer Meinung, aber auch das müssen wir verstehen: Ihre Welt, Monsieur Merkle, ist Ihre Fabrik, seine Welt war die Armee — unsre große — unsre —“

„Ich bitte Sie,“ unterbrach ihn Monsieur Merkle, indem er einen ungeduldigen Griff nach seiner Zeitung that.

Martelet sprang auf: „Sie sind ein Mann der That und nicht der Worte; kommen Sie, kommen Sie, Kapitän, befreien wir diesen Belbehäftigten von ein paar abendlichen Einbringlingen.“

Die beiden ungleichen Freunde schritten die breite Treppe hinab; kaum im Garten angekommen, warf der Kapitän dem Kameraden den Fehbebandhuh hin:

„Sie sind ein unzuverlässiger Mensch, Sie haben keinen Charakter, die ernsthaftesten, die heiligsten Dinge behandelt Sie en bagatelle —“

„Well ich einfaßtsvoll bin,“ unterbrach ihn der

Franzose, „das ist es ja eben, was auch arme Gläubiger so unaufrichtig macht, dieser Ernst, diese Schwere, diese Plumpheit! Wochenlang saßen Sie an Ihrer Empörung herum, wenn ich längst nicht mehr weiß, um was es sich handelt. O mein Frankreich, du Land, in dem man ewig jung bleibt, weil alles seinen Impulsen, seinen momentanen Einigungen folgen darf, warum muß ich unter Menschen leben, die das Dasein zu einer Zwangsarbeit herabwürdigten? Wissen Sie nicht, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, Monsieur Merkle in irgend einer Sache zu bestimmen, zu beeinflussen! Mein Gott, er kann mich ja jeden Augenblick an die Luft legen! Ich, mit meiner Geistesgegenwart, sagte mir sofort: hier müssen wir auf eigene Faust handeln; laute, ganz laute müssen wir diesen Prüsten aus unsrer stillen Ecke hinausstreiben — Ah, mein Freund,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, „Sie lernen mich nie kennen!“ — worauf ihm der Kapitän ganz zerknirsch die Hand drückte.

Auch Jeanne hatte das Zimmer ihres Vaters verlassen; sie war eine so große Patriotin, daß ihr jedesmal die Aste der Scham in die Stirn schoß, so oft sie daran dachte, was sie wohl in Paris finden würde, wenn sie erfahren, daß ein deutscher Offizier auf ihres Vaters Grund und Boden wohne. Gewiß würde man auch sie mit Vorwürfen überhäufen und es unbegreiflich finden, wie sie eine solche Sache habe geschehen lassen können. Kein Mensch wußte ja, wie wenig sie bei ihrem Vater durchsetzte, daß sie keinen Willen haben durfte, seine eignen Gedanken!

Inrühig ging das junge Mädchen in den schönen Räumen des oberen Stockwerkes auf und ab; hier herrschte die, und ihre Umgebung stand mit der Eleganz ihrer eignen Erscheinung im schönsten Einklang.

Durch die offenen Fenster sah man weit in das gefegnete Thal hinein, eingebettet zwischen den noch fahlen Nebbergen, und dinsteln, hoch zum Himmel ragenden Tannenwäldern. Jeannes Blick glitt achsellos über diese freundliche Landschaft hin: ihr Sinn war nicht gewedt für die Natur. Für sie gab es nur ein Schönes: Paris. Allein, mochte sie sich noch so sehr dort zu Hause fühlen, es erging ihr mit ihrem Aeußern wie mit ihrem Namen!

Jeanne Merkle, das war nichts Ganzes, das waren zwei Hälften, die nicht zusammenpaßten.

Und das junge Mädchen litt unglücklich unter diesem Zwiepsalt; sie hatte die Umgangformen einer jungen Weltbame, war sich bewußt, mit der gleichen Vollkommenheit die französische, englische und deutsche Sprache zu beherrschen, und malte und müßterte nicht ohne Talent. Aber trotz aller dieser Kenntnisse war sie innerlich ein vollkommen unentwickeltes Geschöpf geblieben; in ihr schlummerte alles. Einmal nur — sie war noch ein kleines Kind — war eine überraschende Kraft der Empfindung bei ihr für einen Augenblick zu Tage getreten; sie war gerade dazu gekommen, wie ihre Gouvernante im Garten einen lebendigen Schmetterling an einer Nadel aufspießte; an allen Gliedern zitternd warf sich das Kind von hinten auf die Erzieherin, unflämerte deren Hals mit beiden Händen, in der höchsten Erregung die Worte hervorstoßend: „Auch Sie sollen sterben!“

Monsieur Merkle erfuhr diese Geschichte, aber er verlor kein Wort darüber. Mademoiselle Simon blieb die Erzieherin des mütterlichen Kindes, obgleich Jeanne sich bei jeder Gelegenheit bei ihm beklagte: „Sie ist nie freundlich, sie ist immer nur streng zu mir.“ — „Strenge ist gesund,“ antwortete ihr der Vater, und in der That, Jeanne war schon mit zehn Jahren eine kleine Dame, die Widerspruch und Tadel schweigend hinzunehmen und mit Jedermann zu verkehren verstand.

Durch Mademoiselles Vermittlung war die kleine Jeanne, ohne daß sie ihr Vaterstädtchen verlassen hätte, die Schülerin eines Pariser Klosters geworden. Jeden Samstag wurden die Aufgaben des Kindes in jenes Pariser Institut geschickt, wo sie durchgesehen wurden und mit den Aufgaben der kommenden Woche zurückkamen. Die kleine Jeanne hatte ihren Platz in der Klasse, erhielt jedes Jahr eine Belohnung und war stolz, einer Pariser Schule als Mitschülerin anzugehören. Mit zwölf Jahren kam sie als Zwölfjährige in jenes Kloster, das sie erst als achtzehnjähriges Mädchen wieder verlassen hatte.

Mademoiselle Simon, die während Jeannes Abwesenheit dem Vater Gesellschaft geleistet hatte, verließ das Haus, als das junge Mädchen in die Welt zurückkehrte.

In ihrer Erinnerung war es einzig Mademoiselle Simon gewesen, die ihr das Leben in ihrem väterlichen Hause verbittert hatte, und einstmals, bei einem Besuch des Vaters im Kloster, gestand ihm Jeanne, daß sie ihre Erzieherin niemals geliebt habe und auch nie zu lieben vermöge, trotz der vielen Andachten, die sie in diesem Sinne schon gehalten.

Und Monsieur Merkle bejahte sich einen Augenblick und versprach dann seinem Töchterchen:

„Du wirst sie nicht mehr zu Hause vorfinden.“

Aber das Glück, von dem sie geträumt hatte, war darum doch nicht da; die große Summe, die ihr der Vater für ihre persönlichen Bedürfnisse aussetzte, war nur eine Quelle des Kummer und Aergers für sie, weil sie halbe Tage damit zubringen mußte, ihre ledige Rechnung zum Stimmen zu bringen, denn bis zum letzten Pfennig sollte sie dem Vater Rechenschaft geben. Auch litt sie unter seinen spießbürgerlichen Gewohnheiten und schämte sich der Genauigkeit, mit der er die Dienstboten qualte und oft zum Hause hinaustrieb. Als Jeanne ihm einmal vorwarf: „Du machst dir nur Feinde; es wird dich niemand lieben,“ gab er zur Antwort:

„Wer in meinem Hause ist, wird ein tüchtiger, sparsamer Mensch, und dabei finde ich meine Rechnung.“

Es war dem alten Herrn alles Geschäft, und die unbefehrbliche Nüchternheit und Klarheit, womit jede Lebensfrage abgehan wurde, legte sich Jeanne wie ein Melan auf die Seele. Sie wunderte sich jetzt oft, weshalb sie eigentlich im Kloster nicht glücklicher gewesen war; dort hatte sie im Verkehr mit gleichaltrigen Freundinnen fröhliche Stunden genossen, während sie sich jetzt mit den paar Fabrikantentöchtern, bei denen sich alles um die engen Verhältnisse des Fabrikhütdens drehte, durchnäht nicht wohl fühlte.

Im Kloster hatten ihr die meisten ihrer Mitschülerinnen zugelacht, und nur an sich selbst hatte sie immerfort auszuweinen gehabt. Niemand war so lang, so blond und so still wie sie; wie oft hörte sie sich im Geheimen ab, daß sie so ganz anders war als diese entzündende, lebenssprühende Marie Toussaint, ihr Ideal. Aber was half es ihr, daß sie ihr angeborenes Selbst verleugnete? Die Vorzüge der Freundin vermochte sie sich darum doch nicht anzueignen. Sie wußte auch ganz genau, daß ihre Mitschülerinnen sie heimlich „tote carree“ nannten, und Marie Toussaint selbst hatte sie einmal eine „sentimentale Deutsche“ genannt, weil sie ihr Ideal unter heißen Thränen der Inanre beschuldigt hatte.

Jeanne hatte plötzlich ihr unruhiges Auf- und Abgehen unterbrochen und lebte sich zum Fenster ihres Boudoirs hinaus. Was war das? Theres, die Tochter des Gärtners, unterhielt sich auf das allerfreundlichste mit einem Manne jenseits des Gitters, der eine bewährte Uniform trug. Sie genierten sich kein bißchen, lachten und scherzten ganz laut, so daß Jeanne jedes Wort hätte verstehen können. Aber sie schloß empört das Fenster; was sollte sie thun? Wenn sie mit ihrem Vater sprach, — doch sie wußte, er pflegte alles anders aufzufassen als sie und fand gewöhnlich eine Sache komisch, die ihr sehr ernst vorkam. Besser also, sie redete selbst mit Theres und hielt ihr das Unthatthaste ihres Betragens vor. Aber nicht gleich; erst wollte sie ruhig werden, sich selbst in der Gewalt haben. Sie ging in ihr kleines, nach Norden gelegenes Atelier und war bald in ihre Beschäftigung vertieft. Sie malte einen Teller für Marie Toussaint; sie war überhaupt immer mit einer Arbeit für diese Freundin beschäftigt, an der sie mit der ganzen Zärtlichkeit ihres Herzens festhielt. Marie Toussaint war sofort nach ihrem Austritt aus dem Kloster mit ihrem Onkel Toussaint verheiratet worden.

Beim Hochzeitsmahl hatte Marie gelacht und geachtet, während die Freundin Jeanne mit ihren Thränen kämpfte. „Was hast du nur?“ flüsterete ihr die junge Brant ins Ohr. Aber sie erhielt keine Antwort; Jeanne verstand selber nicht, was sie so tief bewegte; sie mußte nur immer das so ungleiche Paar ansehen, und die Frage drängte sich ihr auf: wozu denn jung sein und reizend und begehrenswert, wenn das das Ende ist?

Indes, der erste Besuch im Heim der jungen



Marettanische Santa Fe. Nach dem Gemälde von G. Clairin.

Frau hatte Jeanne über deren Schicksal beruhigt: Marie Toussaint hatte sich nicht nur nicht verändert, sie war im Gegenteil womöglich noch ausgelassener als zur Klosterzeit, und Jeanne, die zu Hause ganz verlernte, jung zu sein, konnte kein größeres Glück auf Erden als ihre jährliche Reise nach Paris, wo sie mit Marie Toussaint und den guten Nonnen, die sie erzogen, nach Herzenslust plaudern konnte.

Dies alles stand ihr in nächster Zeit wieder bevor, und der Gedanke daran beruhigte ihr Inneres so völlig, daß sie ihr Vorhaben, mit der Gärtnerstochter zu reden, nicht länger verschob; sie läutete ihrer Jungfer, und ein paar Minuten später stand die nette, kleine, dunkeläugige Bäuerin vor dem Fräulein des Hauses. Dieses hielt dem Mädchen eine wohlverdiente kleine Strafpredigt wegen ihres Verkehrs mit dem deutschen Offiziersburschen, forderte ihr Gehgefühls heraus und bemühte sich rechtlich, in dem sehr gleichmütig dreinschauenden Gesicht ein Gefühl des Patriotismus zu erwecken. Theres sagte nach jedem Satz, den das Fräulein sprach: „Ja, Mamsell,“ und blieb dabei, obgleich sie wiederholt aufgefordert wurde, französisch zu sprechen. In Wahrheit verstand sie kein Wort.

Die Gärtnerleute bewohnten erst seit kurzem das Portierhäuschen am Eingang von Monsieur Werkes Garten. Der Mann hatte als französischer Husar den heftigen Krieg mitgemacht und war dann als Unvalde in sein Heimatstädtchen zurückgekehrt. Der Fabrikherr nahm sich des ehemaligen Arbeiters an und schickte ihn als Verwalter auf sein kleines Jagdschloßchen in den Vogesen.

Die Bauern auf dem Lande sind unabhängiger als die Fabrikstädter; sie haben keine Vorgesetzten, nach deren Gesinnung sie sich richten müssen; dem ehemaligen Husaren war in dem friedfertigen Dörflein, das das kleine Schloß umgab, allgemach aller Haß und Groll gegen die leberwältiger abhanden gekommen. Dazu trug viel der Umgang mit dem Lehrer bei, dessen treuherziges Schwarzwälder Deutsch den Gläsern verwandt klang. Die Kinder hingen ihrem Schullehrer an, und ehe man sich's versah, wuchs da unter seinen Händen ein junges deutsches Bäldelein heran, das aus voller Kehle die alten deutschen Weisen sang, ohne sich weiter etwas dabei zu denken. Einzig allein dem Takt, der Volkskenntnis dieses Mannes war die friedliche Wendung der Dinge zu danken. Er sah im Wirtshaus mitten unter den alten französischen Veteranen und den jungen deutschen Neufreuten und hatte es mit der Zeit dahin gebracht, daß sie ihre entgegengesetzten Meinungen ohne alle Händel austauschten und ihre militärischen Ansichten mit einem gewissen Humor gegeneinander ins Treffen führten.

Jean, der Sohn Gilberts, des Verwalters, war bis zu seinem zwölften Jahre in diese Schule gegangen; dann kam er nach Straßburg auf ein Gymnasium; sein Vater gab vor, einen Freiplatz von dort erhalten zu haben.

Mit achtzehn Jahren kehrte der junge Mensch vom Gymnasium zurück und fand seine Familie statt in den Vogesen im Portierhäuschen des Monsieur Werkes. Der sich den jungen Mann auf sein Bureau kommen; er sah verschlossen aus, hatte eine nachlässige Haltung und kluge, tiefliegende Augen. Der Fabrikherr stellte allerlei Fragen an ihn; was er zu thun gedente, für welchen Beruf er sich interessiere?

Jean erklärte, er habe nur den einen Wunsch, so bald wie möglich selbständig zu werden und Geld zu verdienen.

„Warum?“ fragte Monsieur Werke.

„Die Eltern sollen's jetzt schön haben,“ gab der junge Mann zur Antwort.

Der Fabrikherr, der den jungen Menschen die ganze Zeit über nicht aus den Augen gelassen, senkte plötzlich den Blick, indem er drei, viermal: „Um so! — um so!“ hervorrief. Er that das immer, wenn irgend eine Rechnung, die er in seinem Innern gemacht hatte, nicht ganz stimmte.

„Hören Sie meinen Vorschlag,“ redete er den jungen Gilbert an, „treten Sie in meine Fabrik ein; Sie können keinen vorteilhafteren Weg zur Selbstständigkeit einschlagen. Bedingung: daß Sie als Arbeiter anfangen, mit den Leuten verkehren und sie kennen lernen. Dies wird Sie in Zukunft sowohl vor Grausamkeit als vor Sentimentalität bewahren.“

Schon nach einem Jahre wurde Jean Spinnermeister; er war ein so außerordentlich tüchtiger und streng thätiger Mensch, daß sein rasches Vordrücken niemand wundernehmen konnte. Allein trotzdem er jetzt ein wohlbesahlter junger Mann war, rauchte er nicht eine Zigarre mehr als sonst, und nie sah man ihn im Wirtshaus oder mit andern Burschen zusammen. Er saß immer zu Hause, las nach dem Abendessen in einem Band Weltgeschichte und ließ die Seinen reden. Nur manchmal, wenn seine Mutter, eine rasche, lebhafte Frau, die ihm so unähnliche Schwester tabelte oder obrfeigte, ergriff er lebhaft deren Partei mit den Worten:

„Laß sie doch, sie soll lachen und schwagen so viel sie mag und sich keinen Zwang anthun.“

Das brauchte man der leichtblütigen Theres nicht auch noch anzusempfehlen. Raum erblickte sie am Abend deselben Tages, an dem sie von Mademoiselle Jeanne ausgespart worden war, ein paar rote Ahiellappen hinter dem Gitter des Nachbargartens, als sie auch schon ihre Giebkanne deckte stellte und mit einem „Hi! Hi!“ sich dem Gitter näherte. Der Bursche folgte dem Ruf, und als er vor dem Mädchen stand, das ihn lustig anlachte, fragte er mit einem gewissen Mißtrauen:

„Sind Ihr mit au so e verführte Französe am End'?“

„Oh nei,“ verwahrte sich Theres, „mine Mamsell hat mir eba e Langs und e Breits uf Französisch g'sagt, und i hab' sie lei Wörte verstanden; i fa nur d'risch; wo len denn Ihr d'heim?“

„E Wälder bin i,“ sagte er, „us em Hauenssteinische drübe, im Schwarzwald, aber 's g'fallt mir nit bi eud.“

„Oh, warum nit,“ fragte sie, „partiere mer nit die nemlich Sproch als ihr? Lud singe konne mer oi.“

„Trauschland, Deutschland über alle.“

hub sie an, der Bursche fiel mit seiner ungeschlachten Stimme ein, und indem sie sangen, sahen sie sich voller Vergnügen in die Augen, als plötzlich ein heftiges Geklingel aus dem Boudoir von Mademoiselle Jeanne die Abhungslofen verstimmen machte. Am andern Morgen schickte Jeanne zu Monsieur Martelet und ließ ihn sagen, sie erwarte ihn mit dem Kapitän und zwar so bald als möglich.

Die beiden alten Hausfreunde traten zu gleicher Zeit bei Mademoiselle Jeanne ein; sie kam ihnen mit vor Erregung lebhaft geröteten Wangen entgegen, fiel jedoch nicht mit der Thür ins Haus, sondern bat die Herren, Platz zu nehmen, lächelte über ein Kompliment, das Martelet nicht umhin konnte, ihr zu fügen zu legen, und dann erst kam sie auf die schwere Beleidigung zu sprechen, die ihr durch die Nachbarschaft zugefügt worden war. Deutsche Lieder, herausfordernde deutsche Vaterlandslieder hatte man aus Posheit unmittelbar am Gartengitter gefungen. „Und Papa,“ setzte Jeanne mit einem leisen Flüstern der Stimme hinzu, „Papa sieht leider nicht ein — ist nicht zu überzeugen — er will diesen Fremden nicht gehen heißen, und so bleibt mir nichts übrig, als Sie, meine Herren, um Ihren Beistand zu bitten.“

Martelet war schon auf den Füßen; er wollte augenblicklich hinaus, und wenn dieser Barbar nicht sofort bereit sei, das Feld zu räumen, so fordere er ihn auf Tod und Leben.

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Jeanne, „bitte, Herr Kapitän, helfen Sie mir — es darf nichts Auffälliges geschehen, vielleicht wenn Sie an die Ehre dieses Deutschen appellieren, vielleicht wenn Sie ihm sagten — schrieben Sie alles auf mich — sagen Sie einfach, ich sei untröstlich, in so naher Nachbarschaft mit einem Fremden wohnen zu müssen, oder besser, bitten Sie ihn, mir den Gefallen zu erweisen.“

„Mademoiselle Jeanne,“ unterbrach sie der Kapitän, aber Martelet zog ihn schon am Arm zur Thür hinaus.

„Keine Reden, keine Reden, handeln wir, mein Freund.“

Sie gingen hinüber, Martelet voraus, mit einem so unternehmenden Gesichtsausdruck, daß der Kapitän eben bei sich selbst überlegte: unter keiner Bedingung gebe ich zu, daß sich Martelet schlägt — als dieser auch schon mit dem liebeswärtigsten Lächeln vor dem deutschen Offizier stand, der ihnen die Thür öffnete.

Hauptmann von Dumont empfing seine Gäste ohne eine Spur von Erntanen oder Befangenheit und geleitete sie in sein Zimmer.

„Sie sehen, meine Herren, ich habe es mir schon behaglich gemacht.“

Und wie vergnügt er das behauptete; Martelet hätte fast hell aufgelaucht, denn seine kleinen lebhaften Augen hatten im Nu den ganzen Mann überschaut, der allerdings einen höchst merkwürdigen Begriff von Behaglichkeit erweckte. Von den drei Thüren, die herum standen, schien jeder seine besondere Bestimmung zu haben; der eine war gedeckt wie zum Speisen, der andre ganz überladen mit Büchern, Zeitungen und Briefmappen, auf dem dritten stand ein kleiner Petroleumherd und allerlei Kochgeschirr. An den Wänden hingen in schöner Eintracht mit Pfeifen und alten und neuen Offiziersmützen Kästchen, Knodflössel und Zimmergerätschaften. In der Ecke über dem Klavier thronte die Venus von Milo.

Monsieur Martelet wendete sich von der Betrachtung der Einrichtung an den Menschen, der vor ihm saß, und dem es nicht im Traum einfallen schien, daß der Besuch eine andre als angenehme Ursache haben könne. Er freute sich, seine Nachbarn kennen zu lernen, erzählte, daß er die Bekanntschaft von des Kapitän's Hündchen gemacht habe und sich auch des täglichen Besuches einer sehr schönen Kage aus des Fabrikanten Hause erfreue.

„Ich habe eine große Liebe für Tiere,“ setzte er hinzu; „wenn es die Herren interessiert, kann ich Ihnen zwei häßliche Schildkröten zeigen, die äußerst zuthunlich sind. Ich werde mir Vienen halten und Tauben und überhaupt das Leben eines Landwirts führen, solange ich Bezirksoffizier bin. Eine kleine Luchschung des Schießens bei einem Sturz mit dem Pferde ist die Ursache meines Stierens.“

Martelet, der seinem Freunde anah, daß er darauf brannte, mit der wahren Ursache seines Besuchs herauszurücken, kam ihm schnell zuvor, indem er die Frage an den deutschen Offizier richtete:

„Parbon, Monsieur, aber was thut denn dieser kleine Herd in Ihrem Zimmer?“

Dumont lächelte: „Das ist ja gerade das Schöne, kein Wirtshausessen mehr, kein Kasino — Hausmannstoft; ich habe die Davidis.“

„Eine Köchin?“ erkundigte sich Martelet.

„Eine ausgezeichnete, die man in keinem Koffer mit sich führen kann.“

Er hielt dem Franzosen ein Buch hin.

„Das ist meine Köchin; jeden Mittag und jeden Abend wird ein Gericht gefocht nach irgend einem Rezept aus diesem Buch; mehr braucht der Mensch nicht, und meistens ist unser Nachwerk ausgezeichnet.“

„Scharmant! Scharmant!“ rief Martelet aus, „Sie scheinen kein so strammer Herr zu sein wie Ihr Vorgänger.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Dumont.

Nun nahm der Kapitän, der schon lange darauf brannte, das Wort: „Der Herr gab einem kleinen Knaben eine Ohrfeige, weil er französisch sprach.“

„Um, das thut mir leid,“ sagte der Hauptmann. Dem Kapitän deuten die roten Wangen: „Und die Ursache, weshalb wir hier sind — es sind deutsche Lieder am Gartengitter gefungen worden — mit Ablicht natürlich!“

„Glauben Sie das nicht,“ unterbrach ihn der Hauptmann, „mein Bursche, der hat gefungen wie jener Knabe französisch sprach — aus Gewohnheit; ich kann beides nicht schlimmer finden.“

„Ich auch nicht,“ rief Monsieur Martelet aus, „wogu sich das Leben unnötig verbittern?“

„Ich gedente es hier im Gegentheil sehr zu genießen,“ sagte der Hauptmann. „Ein Häuschen allein zu bewohnen mit einem Garten, in dieser wunderbaren Stille, die Berge vor der Thür, was kann der Mensch sich Besseres wünschen? Aber ich verspreche, meine Herren, der Bursche soll, wenn er singen will, auf seine Bude gehen oder in den Wald; nur freilich, die deutschen Lieder kann ich ihm nicht verbieten, da er in keiner andern Sprache zu singen vermag. Uebrigens werde ich selbst zu Herrn Werke hinübergehen und seine Damen um Entschuldigung bitten.“

„Ich möchte denn doch —“ wollte der Kapitän auffahren, allein der Freund kam ihm zuvor: „Monsieur Werke und seine Tochter werden den Herrn

Hauptmann gewiß mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen."

Und Martelet verabschiedete sich mit dem verbindlichsten Handdruck von dem deutschen Offizier.

Kaum waren die beiden Freunde vor der Thür, so ging's los. „Und Sie wollen ein Franzose sein?“ leuchtete der Häßer.

„Gewiß, gerade weil ich ein Franzose bin, benehme ich mich wie ein solcher und nicht wie ein deutscher Diebstahler.“

„Ah bien,“ schrie der Kapitän und rannte nach rechts.

„Ah bien,“ sagte der Franzose, griff an seinen Hut und ging links ab.

Erinnen rief der Hauptmann nach seinem Burfche. Er kam mit ein paar Düten und einem Topf Milch, band sich eine Küchenschürze vor, zündete die Flamme im Herd an und setzte die Milch darauf. Alsdann stellte er sich mitten ins Zimmer, in der einen Hand den Kochlöffel, die andre an der Hofenmaht, den Blick auf seinen Herrn gerichtet. Der hatte die Davids zur Hand genommen und las: „Acht frische Eier, ein gehäuter Eßlöffel Stärke oder feinstes Mehl —“

„Janohl, Herr Hauptmann!“

„Ein viertel Liter warme, mit etwas Wasser vermischte Milch, Mustarblätte und Salz. — Hände rein?“

„Janohl, Herr Hauptmann!“

Der Burfche schlug die Eier in die Schüssel, meugte alles durcheinander, und der Hauptmann las weiter: „Dies wird tüchtig geschlagen — aber nicht, daß die Schüssel wieder entzwei geht!“

Dann wurde der Teig mit aller Vorsicht auf die Pfanne mit Butter gegeben, und Herr und Diener blieben vor dem Herd stehen, bis die Omelette oben trocken war.

„Weg damit,“ kommandierte der Hauptmann, „und auf eine längliche Schüssel anrichten!“

„Wir haben nur eine runde, Herr Hauptmann,“ sagte der Burfche.

„Das ist wieder Ihre verdammte Nachlässigkeit; zu oft habe ich schon gesagt, alles anschaffen, was zu einem Gericht nötig ist, denn beim Stochen gilt wie beim Dienst strengste Pünktlichkeit. Anrichten!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

(Fortsetzung folgt.)

Die A sche.

von Robert Voßl.

Wer kennt nicht die Sage von der verfluchten Stadt, deren Einwohner durch bösen Lebenswandel das Strafgericht des Himmels auf sich herabbeschworen haben? In stillen Vollmondnächten können gläubige Augen die vergoldeten Turmspitzen in der Tiefe blinzen sehen, ein gläubiges Ohr die nachzitternden Klänge traumhafter Gloden verhallen hören. Und wer immer mit gläubigen Gemüthe lang und kurz hinuntertrief in die grüne Tiefe, der kann die ungeligen Verwurzelten in Fingergelicht erblicken, wie sie, ohne Ache zu haben, lautlos und glotzig durch die weiten Straßen huschen — die Ratsherren, die Magistratspersonen und ehrsam würdigen Bürger als feste Karpen, die Steuereintnehmer und Polizeikente in gierige Hechte, lästige Advoakaten in glatte Aale verwandelt, die eiteln Frauen als gepunktete Forellen ihr beherres Kleid tragend, und die lieblichen Mädchen als graziöse Achen im Ringelreihen sich jagend und neckend.

Die bestimmten Wahrheiten und Lehrläge des Märchens treten gern in allgemein verständlichen Vergleichen zu Tage: sie teilen nur den Fehler gar vieler Vergleiche, doch nicht nach allen Seiten zuzutreffen, und so dürfte manchen die Graxie der Ache als zu weit hergeholt erscheinen. In der That ist sie aber unter den Salmoniden die eleganteste Vertreterin der Gattung, die einen großen Teil unserer Ströme und Flüsse bevölkert; je nach dem Fangorte ist sie auch unter den Namen: Springer, Kische, Nailing, Spalt, Garr, Stalling, Strommaräne, Gabler, Nauch, lateinisch Thymallus vulgaris, bekannt. Ein wenig breiter um die Mitte und gewölbt im Rücken als die Forelle, verläuft sie schlank und spiz nach dem Schwanz zu, der gelappt ist. Das bläulich-silberne schimmernde Schuppengemach geht am Bauche in ein garbes, fast blendendes Weiß über. Kopf und Rücken sind dunkelgrün, einige bräunliche Streifen und Flecken ziehen sich an den Seiten hin. Was die Ache ganz besonders charakterisiert, ist ihr Pfiesensystem, wovon die Rückenlosse ungemein groß, dick, fleischig, purpurrot und mit schwarzen und blauen Flecken bedeckt ist — sie enthält dreizehnmalig Strahlenstrahlen, während die Brustlosse deren zehn, die Bauchlosse lediglich, die Afterlosse vierzehn und die Schwanzlosse

aufzehn denartiger Strahlen aufweisen. Wie bei der Forelle ändern sich die Farbencharakteristiken auch der Ache je nach Wasser- und Bodenbeschaffenheit; eigentümlicherweiße ist das Aussehen des Fisches auf dem kontinente ein bedeutend glänzenderes und farbenreineres als das bei den englischen Flüssen vorkommenden Ache (grayling), die übrigens dort viel seltener anzutreffen ist als bei uns. Sie soll durch Mönche zu einer Zeit in Großbritannien eingeführt worden sein, da Rom noch kein Nepter auch über dieses Reich strckte. Begründet wird diese Vermutung durch nichts, und sie ist wohl nur darauf zurückzuführen, daß frühzeitig schon der Wohlgeschmack der Ache bei kulinarischen Sachkennern, wie es die Mönche ja gewesen sein sollen, in hohem Ansehen stand. Diese Verhöhnung genießt sie übrigens heutzutage nicht nur in den Aestorien, sondern ganz allgemein und in gleichberechtigtem Maße mit der Forelle, und da sie sowohl für den Tisch wie für den Sport des Anglers ganz Verzagliches bietet, sollte man für ihre Auszucht und Verbreitung in untern Flüssen immer noch mehr Sorge tragen, als es bisher geschieht. Im Seen kommt sie selten vor; es müßten denn einzelne Stüde aus dem Abflusse des Sees in das Becken aufgetrieben sein. So habe ich selbst schon einige schöne Achen im herrlichen Achensee in Tirol gefangen, gebe aber gern zu, daß dies Ausnahmefälle gewesen sein mögen. Die Ache ist ein etwas kontemplativer, schwer Fische, der, ungleich der Forelle, durchaus nicht die Neigung hat, gegen Wasserfälle und scharfe Strömungen anzugehen; seine schlante, biegsame Gestalt vermag der stürzenden Gewalt der Katarakte offenbar weniger Widerstand entgegenzusetzen, wogegen die große Kurpurschleife des Rückens ihn befähigt, rasch in die Tiefe zu verfallen und ebenso blitzartig aus ihr emporzuweichen. Dieser Eigenschaft verdankt die Ache den Namen ombre. Schatten, den ihr die Franzosen gegeben haben. Das lateinische Thymallus hängt mit einer andern Eigentümlichkeit der Ache zusammen; sie hat nämlich einen entchiedenen, keinen Geruch nach Thymian an sich, der besonders bemerkbar ist, wenn man den eben gefangenen Fisch angreift.

Die Ache verlangt ein nicht zu kaltes und nicht zu warmes Wasser; sie verdrägt ebensowenig die pridelnde Kälte eines Gletscherbades wie die milde Weichheit südlischer Gewinne. Man soll zwar Achen in Lappland gefangen haben, und John Kapitän Franklin und Genossen behaupten, sie im höchsten Norden Amerikas gesehen zu haben, aber abgesehen davon, daß auch in den Polargegenden wärmere Unterströmungen der Gewässer vorkommen, sind jene Achen wohl nur eine Art der europäischen gewesen, da sie bedeutend größere und ganz anders gefärbte Rückenlosse hatten. Eine Auktorität auf dem Gebiete der Angelfischeri, Sir Humphrey Davy, spricht sich über den Aufenthalt der Ache folgendermaßen aus: „Als Fliegenfischer, die Angelzute in der Hand, durchstreifte ich die meisten Gebirgsbäche von Süd- und Osteuropa, sowie einige in Schweden und Norwegen; hies fand ich den Salking in den tiefsten und höchsten Gewässern, die Forellen in den Flüssen und Bächen, die in den höchsten und kaltesten Bergen entspringen, die Ache hingegen immer weiter unten in wärmerer Temperatur. Außerdem verlangt die Ache folgenden besondern Charakter des Wassers: Sie lebt nicht, wie die Forelle, in reinem, nicht tiefem Wasser, noch, wie der Salking, in kochern oder Seen; sie verlangt eine Verbindung von Fluß und Lache, letztere zum Ausruhen, aber darüber ein schnellfließendes Wasser und darunter eine leichte Stelle; der Grund muß aus einer Mischung von Kies, Mergel und Lehm bestehen; man wird sie nur selten in Klüften finden, die diesen Charakter nicht tragen.“ Auch ich habe immer gefunden, daß die Ache eine gewisse Kombination von Ruhe und Bewegung, von Stand und Strom, von stillen Tiefen mit bewegter Oberfläche im allgemeinen bevorzugt, und daß jene Flüsse Achen in Menge entkalten, die diesen Bedingungen entsprechen. Diese, im Verein mit einer gemäßigten Temperatur, sind für die gedeihliche Entwicklung der Ache ungleich wichtiger als eine ungetriebene Klarheit des Wassers — als Beweis dessen dienen Jun und Salzach, zwei Flüsse, die den größten Teil des Jahres trübe gehen, dabei aber reich an Salmo Thymallus sind.

Die Ache laicht im April und Mai. Da setzt das eitrige Weibchen, dem zwei oder drei Männchen nach dem Laichplatze dienlichwillen folgen, die Eier ab, die bis dahin etwa keilförmig waren und nun den Umfang von Pfefferkörnern erreichen. Die Männchen lassen über diese Eindrückstage ihre Milch fließen. Mit dieser Manipulation ist aber auch die Färbung jener leichtfüßigen Familienväter erschöpft, und sie überlassen alles übrige getroßt der lieben Sonne und einem gütigen Gesche. Im Juli oder August ist die junge Brut schon fangerlang, entwickelt eine anerkennenswerte Selbstständigkeit und jagt lustig nach Mücken und kleinen Wasserinsekten. Ein Jahr später ist sie über 1/2 bis 1 Kilo; Exemplare von 1 1/2 und 2 Kilo sind Seltenerheiten. Während die Forelle mit Vorliebe kleinere Fische verpeißt, bevorzugt die Ache Fliegen, Larven, Dauspferchen und Maden, Würmer und Insekten, nach denen sie aus dem Wasser schnell, um sie in Fänge zu locken. Aus diesem Grunde zählt sie zu den dankbarsten Klienten für den Fliegenfischer, um so mehr, als ihre beste Zeit in jene Herbst- und Wintermonate fällt, wo der Sportsmann

die Forelle zu schonen hat. Ihr Winterkleid ist etwas dunkler als die Sommermontur, der Rücken wird beinahe schwarz, die Bauchlosse leuchtet hell gelblich. Bedeckter Himmel und ein nicht zu kaltes, klares Wasser bedören den Fang der ein scharfes Auge, rasches Geschn des Moments, Maltblütigkeit und Uebung heischt. Die Ache nimmt ungefähr dieselben Fliegen, wie die Forelle, nur würde ich empfehlen, kleinere Gaten zu verwenden, da die Ache wenigere Insekten liebt und auch kein so großes Maul als die Forelle hat. Die gute Qualität des Datens und Poils (Seidendarmfäden), der möglichst dünn, aber fest und wasserfest sein soll, ist von eminenter Wichtigkeit: je klarer das Wasser, je feiner das Burfzeug. Gute künstliche Achenfliegen sind im Frühjahr die march brown, green tail, blue dun, im Sommer blau bottle, alder fly und black gnat, im Herbst und Winter black silver tynd und red palmer; auch sand- und cinnamon fly*) nimmt die Ache gern, ebenso künstliche wie natürliche Heuschrecken. Man trachte vor allem, die Fliege möglichst leicht auf die Oberfläche des Wassers zu werfen, und fahre sich, in allzu große Nähe desselben zu kommen. Ein leichtes Kräkeln des Spiegels kündigt den Fisch an, der den Acher ungemein vorsichtig und schnell nimmt, so daß der Acher (der Auk mit der Hand) im Augenblicke zu gefahren hat, wo man die Ache fliegen sieht, sonst verläumt man den entscheidenden Moment. Ein Hehrand hat allerdings nicht so viel zu sagen, wie etwa bei der Forelle, denn die Ache steigt nach derselben Fliege auch ein zweites und drittes Mal, ja sogar noch öfter an. Fällt sie sich gefangen, so wehrt sie sich verzweifelt, schreit wie toll ins Weite oder springt meterhoch aus dem Wasser und dreht sich um sich selbst, so daß sie das Vorfach oft gewaltig verwickelt, aber sie beruhigt sich ziemlich schnell. Da sie sehr weidmütig ist, besonders an der Unterlippe, muß sie behutsam getrikt (ans Land gezogen) werden, damit der Angelhaken den Wachen nicht durchschneidet und andreißt. Man fuche daher den gefangenen Fisch bei gespannter Schour, die man nachhört und wieder einzieht, in angemessener Entfernung vom Lande zu ermüden, bringe ihn dann trommbarwärts immer näher zum Ufer, bis man ihn so weit hat, um ihn vorsichtig mit dem Handnege (Sandzange, Reifer) herauszuholen. Manche führen aus Bequemlichkeit dieses nützliche Instrument nicht mit; in diesem Falle, und rasches Ufer vorausgesetzt, hat man nur nötig, den gefangenen Fisch aus dem Wasser ins Trockene zu schleifen, wobei die Schour immer gespannt bleiben und die Werte festrecht hochgehalten werden muß. Immerhin gehen verhältnismäßig viele Achen aus diesem oder jenem Grunde dem Fische noch vom Haken verloren. Mit Erfolg werden auch natürliche Insekten, wie Juni- oder Brachfliege, kleine Heuschrecken und Stubenfliegen der künstlichen Fliege angehängt; die Ache behält, auf keine Zählung gefast, einen solchen Acher länger im Achen als den künstlichen und verläßt dadurch nicht so häufig das Anhauen. Fliegt durch den Wurf der natürliche Acher ab, so bleibt immer noch der künstliche als Reserve. Ein fehr guter Acher sind nach W. Nidhoffs Anleitung zur Angelfischeri die „Maden“, die man zu diesem Zwecke in Ochsenleber oder auch in kautem Fleische erzieht, indem man diese Zubereitungen einige Zeit der Sonne aussetzt. Ein vorzüglicher Acher ist ferner der Laich anderer Fische, wie zum Beispiel von Salzen, der, in kochern Mischen verpackt, zu diesem Zwecke in England verkauft wird. Man bricht von diesem präparierten Laich, der nicht riechend werden darf, ein Stüchlein los und befestigt es an einem ganz kleinen Haken, den man mit einem Sentblet ganz nahe an dem Grund des Wassers zu erhalten sucht.

Obere Exemplare von Achen fängt man auch mit kleinen Brillen oder Glühigen; ebenso kann man in manchen Gewässern und bei trübem Fint durch Heben und Senken mit einer künstlichen, klebechwerten Kohtraupe (creeper) oder Grashüpfer vorzügliche Fangresultate erzielen.

Die Ache ist, wie schon erwähnt, ein äußerst wohl-schmeckender Fisch, bei dem aber die Zubereitung sehr ins Gewicht fällt. Ich hoffe, den verehrten Hausfrauen, denen diese Fellen in die Hände kommen, mit einer kleinen An-leitung zur Zubereitung, die ich dem oben citierten Werte Fischhoff entnehmen, dienlich zu sein. Hat auch der Herr Gemahl die Ache gefangen, so wird sie doch erst unter der sachverständigen Behandlung der Hausfrau zu dem, was sie sein soll: ein delikater Vesperfisch.

Nach dem Fange in Salzwasser gelotten, ist die Ache ungemein schmackhaft. Meistens wird sie übrigens gebraten. Nach dem Ausnehmen des Fisches werden an den Seiten in jollweiter Entfernung kleine Einschnitte in das Fleisch gemacht. Der Fisch wird mit Pfeffer und Salz, auch etwas feingehobenen Wachholderbeeren tüchtig eingerieben, alsdann auf einem guten Kohlenfeuer auf dem Roße oder in der Pfanne gebraten. Von Zeit zu Zeit beträufelt man den Fisch mit etwas geschmolzener Butter, brät ihn sehr schnell und träufelt beim Anrichten Zitronensaft darüber. In manchen Achen ist es beliebt, dem Fisch eine Fülle von gehackter Petersilie und Zitronenschele in die Pfanne mitzugeben.

*) Alle diese künstlichen Fliegen, auch in Deutschland in Fische-fischen nur unter dem englischen Namen bekannt, sind in jeder besseren Anglergeschulung erhältlich.

Im Grödnertal.

Text und Abbildungen

von
Emil Terstjak.

Wie nur wenige Bewohner einamer Hochgebirgstäler hängt der Grödnertal an seiner alten Tracht, an seinen alten, von den Vätern übernommenen Sitten und Gebräuchen; hat sich auch im Laufe der Jahre manches abgeschliffen und dem Zwange der Zeit weichen müssen, so ist doch vieles Interessante geblieben. Die Natur dort oben, in dem von wilden Dolomitfelsen eingeflochtenen Grödnertal, ist eigenartig und ungemein charakteristisch, und die Menschen, die dort leben, tragen ebenfalls den Stempel des Originellen. Trotzdem die Tracht der Grödnertal mehr Wandlungen durchgemacht hat wie die meisten Trachten anderer Tiroler Gebirgsbewohner, hat sie sich dennoch ihre Eigenart bewahrt, was um so bemerkenswerter ist, als der Grödnertal dem Wechsel der Mode keineswegs abgeneigt erscheint. Bezüglich der Seidenhüte, die an hohen Festtagen, zum Beispiel Fronleichnam, getragen werden, wird geradezu Euzens getrieben; jede Frau und jedes Mädchen will gleichsam eine „Originalhüte“ besitzen, die nur sie allein trägt. Bei Prozessionen sieht man oft zwanzig und noch mehr Frauen, jede mit einer „Originalhüte“; es funkelt und leuchtet in der Sonne, die Seide rauscht und flüstert, und so schöner der Schurz, desto stolzer die Trägerin. John bis zwanzig Gulden, vielleicht noch mehr, werden für einen recht schönen Originalhüte bezahlt. Warum sollte man übrigens der Heiligen, sonst außerordentlich sparsamen Grödnertal die Freude nicht gönnen?
Franz Novotny schreibt in seinem Buche „Das Grödnertal“: Schon in der Kopf-



„Eine Frau“.

bedeckung dürfte wohl kaum eine zweite Gebirgstal so viele Wandlungen durchgemacht haben wie jene Grödnertal, und wenn wir nur auf Reichengebirgen zurückblicken, so treffen wir von Ende des achtzehnten bis zu Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts die weisse, weiche, gefristete hohe Baumwollhüte, oben mit einer rotleibigen Mähke, bei Männern und Frauen wie auch bei der Schuljugend an; gleichzeitig war auch schon zur Festtracht der Rindhüt bei den Frauen üblich. Terstjak behauptete sich bis in die vierziger Jahre. Die weisse Baumwollhüte wurde dann höher und steifer gemacht, später auf kurze Zeit die untere Hälfte blau und nur noch die obere Hälfte weiss, und nachdem sie bei den Männern ganz verschwunden war, führten die Frauen die dergestalt dunkelblaue, gefristete hohe Mähke in Form und Größe eines Fuderhutes, oben mit einer lichtblauen Seidenmähke geziert, ein, die zuerst bei jedem Ausgange, mitunter sogar im Hause und in etwas niedrigerer Form von den Schulmädchen, dann nur noch an Sonn- und Festtagen getragen wird und vorwiegend in Kürze verschwinden dürfte. Gleichzeitig mit der Spitzhaube trat auch eine niedere, oben mit grünem Sammet und in Kreuz geflegter Goldbarbe verzierte Pelzhüte von Fischotter, sowie bei der sogenannten Stadtleibung ein hoher, oben breit ausgeschweiften, haariger Guldendhut auf kurze Zeit bei den Frauen auf. Die Kränzlinge trug bis in die vierziger Jahre den großen grünen Hut.
Die Männer trugen, wie schon erwähnt, feinerzeit gleich den Frauen die hohe, weisse, weiche Baumwollhüte, dann umgangs dieses Jahrhunderts große, breitkrempige, rote, gelbe, grüne und schwarze Hüte, gleichwie in vielen andern Gegenden Tirols, dann mitunter eine Fischotterhüte; später kam



Alle Grödnertal Trachten.

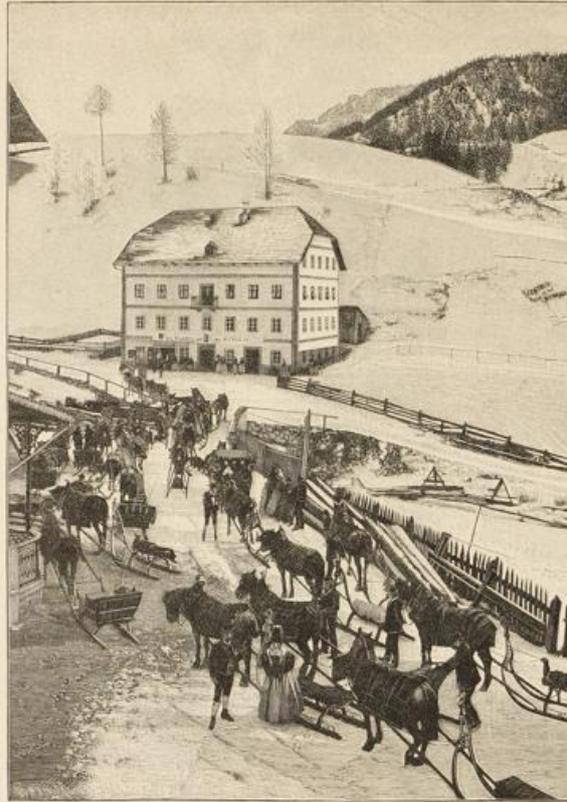
als Festhut ein hoher, breit ausgeschweifter schwarzer Colinderhut mit schwarzen Schmitzen und Goldquasten und schließlich der jetzige Alltagshut auf. Unter dem Colinderhute und dem Hute mit Quaste trugen die Männer die Zipelmüge.

Selbstverständlich waren bis Ende der fünfziger Jahre die schwarzen Lederhosen gebräuntlich, mit grünen Hosenträgern über die Weite, ledernen Wandgürt, reich mit Klei- oder Messingstücken verziert oder mit Kieflodern ausgefäht, roten, blauen und weißen Strümpfen, niederen, tief ausgeschlitzten Schuhen, die in alter Zeit an der Spitze noch mit einem bunt verzierten Lederlappen versehen waren, an dessen Stelle später bei den Männern eine violette und hierauf eine schwarze Mohle und bei den Frauen die silberne Schnalle trat, die noch heute hier und da zu finden ist.

Der Mann trug in alten Zeiten die hochrote oder hellgrüne Lederober- oder Linschoppe mit engen Ärmeln und verschiedenen Schößenanschnitten, dann den langen Festrock in verschiedenen Farben, der bis fast an die Knie reichte, rote oder buntgefärbte, mit Goldborten verzierte Westen, später den kurzen Janter mit Schößen, die Weste von gebläutem Seidenhammet, ein rotseidenes, gebläutes Halbtuch mit King und hohe Kohrtüfel.

Die Frauen trugen zu dem erwähnten auffallenden Knädelhut einen schwarzen Mittel mit zahlreichen Falten, einen breiten Schurz, ein buntes, rund herum tief ausgeschlitztes, vorn ganz offenes und mit bunten Schmitzen oder Goldborten verziertes Nieder, das unter dieser Verhüllung einen bergleuchtigen, farbigen Brustfleck mit Goldblitzereien sehen ließ; um den Hals eine große, faltige, weiche Leinwandkrause, dann eine enge, längere, vorn ganz offene, schwarze oder dunkelblaue Tuchjacke; als Schuad trugen sie nebst langen goldenen Ohrringen und mehreren Fingerringen eine eiförmige Halskette kleiner, dunkler Korallen, und schließlich kam bei festlichen Gelegenheiten noch als auffallendste Zierde ein schwarzer, mit einer Menge kleiner Metallblättchen behangener Sammelgürt mit einem breiten, gegliederten, schief an die rechte Seite herabhängenden Metallgürt hinauf, an dem ein meist verfilbertes Beifest, zahlreiche Seidenbänder und symbolische Knäuel befestigt waren.

Höchst interessant waren die alten Hochzeitszüge; voran die Musikanten mit Schmelzpfote, Marinette, Fiedel, Baisgeige und Hörnern, dann die Kranzjungfer und ihr Begleiter, hierauf die Braut mit Führer, der Bräutigam mit dem feinsten und schließlich alle Eingeladenen, sämtlich in der



Ankunft der Sölliten in Sta. Gertruda.

bunten, reichen Festtracht, die Mädchen mit dem Kranz auf dem Kopfe. In ganz alten Zeiten trug auch der Bräutigam einen Kranz aus Immergrün auf dem Kopfe oder Hut. Waren die Brautleute aus wohlhabenden

Ran kam das Anshändigen der Mägde der Braut von seiten ihres Vaters, was meistens in Gegenwart von Jungen geschah, und schließlich das Ueberführen der Brautausstattung, wobei es wieder hoch bergzug.

Den ersten Sonntag nach der Hochzeit mußten die Neuvermählten nach dem Nachmittagsgottesdienste im festlichen Saale vom Kirchplatze aus mit ihren Hochzeitsgästen in das Wirtshaus ziehen zu einem Glase Wein, und erst hiermit endeten die Feierlichkeiten.

So Franz Moroder in seinem vortrefflichen Buche, das zum Studium der Sitten und Gebräuche in Gebirgen aufs wärmste empfohlen werden kann. Leider sind viele der früheren Sitten verschwunden und die alten, farbenprächtigen Kostüme zum großen Teil von bedeutend einfacheren und zum Teil unheimlichen Gewändern verdrängt worden. Dennoch hängt der Ordnung sehr



Der Bannerzöller.



Die Grosseltern.



Die Brauteltern.



Die Brautleute.



Kranzjungfer und Brautführer.



Zwei Kutschkutschen.

an seiner alten Tracht, wie sich erst jüngst wieder deutlich zeigte. Jeden Winter wird nämlich eine größere Schlittenpartie von St. Ulrich, dem Hauptorte des Gerdner Thales, nach Plan, am Ende des letzteren, veranstaltet. Diesmal nun wurde das ganze Fest im Rahmen einer alten Hochzeitsfeierlichkeit gehalten, und — alles war echt. Das waren keine Maskenbälle, sondern die alten, echten Gewänder der Großeltern und Eltern, das war ursprüngliche, aus sich selbst hervorquellende Lebenskraft. Die Mädchen, die Pferde, die Schlitten, alles passte zusammen, und über die herrliche Landschaft spannte sich ein tief dunkelblauer Himmel, die Sonnenstrahlen funkelt über die farbenprächtigen Kostüme;

heitere Gesichter überall; die Klänge der Musik vermischten sich mit frohlichem Lachen. Immer mehr Schlitten sammelten sich auf dem Kirchplatz, und Punkt zwölf Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Voran der Bannträger, dann folgten die Schlitten: Schühengilde, Hochwärdin und Lehree, Kranzpaar, Brautpaar, Brautführer, Brautmutter, Gvattersleute, Nachbarn, Großeltern, Kutschkutschen und Hochzeitsgäste, im ganzen 32 Schlitten. In Sta. Christina wurde kurze Frühlingsfeier gehalten, dann ging es weiter nach Santa Maria in Wollstein, und nachdem der Kirche ein Besuch abgeleistet war, eilten die Schlitten gegen Plan, wobei ein frugales Mahl bereit stand und munterer

Humor die Unterhaltung würzte. Der Rückweg nach St. Ulrich wurde in ruhiger Fahrt zurückgelegt, und das schöne Fest fand seinen Abbruch in einem opulenten Abendessen, dem sich ein Tanz anschloß. Andern Tages wanderten die schönen Gewänder wieder in die Truben und Schränke, in denen sie verwahrt bleiben, bis sie zu ähnlicher Gelegenheit aufs neue hervor geholt werden.

Schnadabüpfel.

A Haus mit an' Garten,
Das wa' nach mein' Sinn,
Und a Keller dazui
Und halt altw' was drin'.

Und a Weibst, a g'sinkf,
Nahm' i ah grad noh mit,
Aber sauber miakst's sein,
No und — brumma darft's nit!

Ein Vachst, kein Vrückt
Is d' Schmiden hinbei,
Und alle Tag geh' i
G'wisj einmal vorbei.

Da steht Oaner drinnert,
Ja grad in der Mitr',
Mit Nagen, so leuchstert
Wie das, was er schmied't.

Mi 'n ang'schmiereten Gesicht
Siach ih 'n steha durch d' Thür,
Und doh kimmt m'r Oaner
So sauber mehr vier!

Stoant in Vachst,
A Kauschen, a Schwall,
Und a Sto' auf der Straß',
Wie leicht holperst amal!

Ja, ma holperst gar leicht,
Und oft fällt ma' noh drauf,
Und so a Schwind, wia ma' fällt,
Stehst ma' nit allweil auf.

J. G. Srimberger.



Kranzpaar, Brautführer und Trauzeugen.

Das Zodiakallicht.

Im Monate März hat man die Gelegenheit, etwa anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang am westlichen Himmel einen eigenartigen Lichtschein zu beobachten, den der Late als Abenddämmerleuchten betrachtet. Dieses Licht, das in unsern Gegenden fast die Helligkeit der Milchstraße hat, baut sich auf breiter Basis pyramidenförmig auf und scheint mit seiner Spitze die Sterngruppe der „Vejuden“ (wie die kleinere Figur zeigt) zu berühren. Einß grenzt der Lichtschein scharf ab, so daß die benachbarte Himmelspartie, auf der die „Huden“ und ein Teil des „Orion“ erscheinen, einen tief dunkeln Grundton zeigt. Rechts dagegen sind die Grenzen des Lichts keineswegs unbestimmt, fast verwischt. Jene Sterne, die innerhalb des Lichtkegels sich befinden, büßen keineswegs an Helligkeit ein, und ebensowenig erleiden sie durch Brechung des Lichtes eine scheinbare Verdrängerung. Das Zodiakallicht ist also keine leuchtende Materie oder Dampfhülle, sondern reines Licht und scheint jenen Polarlichtern verwandt zu sein, die ihren Ursprung in den elektrischen Beziehungen zwischen Sonne und Erde haben. Volle Aufklärung über das Wesen dieser Erscheinung hat man bis heute noch nicht erlangt.

Am glänzendsten zeigt sich das Zodiakallicht in den tropischen Ländern. Die Intensität des Lichtes übertrifft dort die köstlichen Stellen der Milchstraße. Der von einer matten Hülle umgebene Ring erscheint aufrecht, weil in den Tropenländern die Sonne um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche durch den Zenith geht oder, was dasselbe ist, weil die Sonnenbahn, mit der die Achse des Zodiakallichtes nahezu zusammenfällt, den größten Bogen am Himmel beschreift. Man begreift auch leicht, warum dieser Lichtschein „Zodiakallicht“ genannt wird: Zodiakus heißt „Tierkreis“; es ist der Kreis, in dem die zwölf Sternbilder oder Zeichen: Widder, Stier, Löwe und so weiter liegen, und der die Spur der scheinbaren jährlichen Sonnenbahn bezeichnet. Da nun der Lichtschein über die Gegend der genannten Sternbilder sich ausbreitet, so wird er mit Recht das Zodiakal- oder Tierkreislicht genannt. Doch glaube man nicht, daß mit der Spitze der Lichtschein abschließt. Es haben schon viele Beobachter von der Spitze aus eine zerle „Lichtbrücke“ wahrgenommen, die sich gegen Osten wölbt, dabei immer breiter wird und auf diese Art den sogenannten „Gegenschein“ des Zodiakallichtes am östlichen Horizonte darstellt. In unsern Breiten ist der Gegenchein in den Monaten September, Oktober und November sichtbar. Die ersten Beobachter nannten ihn auch die „falsche Morgenämmerung“, ein sehr bezeichnendes Ausdrück, da schon viele, die den Gegenchein des Zodiakallichtes nicht kannten, durch ihn über die Zeit getäuscht worden sind.

Josef W. Gerlich.

Der große Sturm.

Von Ernst Ruesenbach.

Am 18. März dieses Jahres, um die fünfte Stunde nachmittags, brach der große Sturm los. Da ich für gewöhnlich nur unsere Tageszeitung, und auch diese nur flüchtig lese, so weiß ich nicht, ob er auch in entfernteren Ländern so gewalttham auftrat. Aber in unserm engeren Kreise — ungelächter zu weit, als ich ein einfaches Postulat für fünfundsiebzigstägig Vermittlung verschiden kann — wurde er sehr deutlich bemerkt; denn er vernichtete in wenigen Minuten vieles, was an stillere Kräfte menschlicherlang gebaut hatten. Doch schief er auch einiges Aene.

Unfreundlich und windig war es den ganzen Tag über gewesen; der Hauptstoss aber kam kurz vor fünf Uhr. Ich erinnere mich, daß ich um diese Zeit auf meiner Chaiselongue lag, rauchend, laßteintrunkend und in köstliches Gedächtnis lebend, während vom Fenster Wind und Schlackerregen ihr Spiel trieben. Plötzlich erschall alles Klappern und Klattchen in einem ganz neuen Geräusch. Mit einem bestimmten Zeitpunkt läßt sich dies Geräusch nicht bezeichnen. Es war gleichsam der Getraut aus allen sonstigen atmosphärischen Tönen; die einzelnen Klänge gingen in ihm auf, wie wenn sich zum Schluß eines schwierigen Männerchors alle Stimmen auf der letzten Silbe fortissimo vereinigen. Als ich an meine — zum Glück verriegelte — Pulttür trat, sah ich draußen eine Menge ungewöhnlicher Gegenstände herumliegen. Besonders fielen mir eine Anzahl Dachziegel auf, die sich ganz gegen den Gebrauch fallender Dachziegel, nicht senkrecht, sondern schräg oder sogar in

Ringeln aufwärts bewegten. Da unter Haus mit Schiefen gedeckt ist, so mußten sie wohl von Nachbarn herabgerollt, und ich geteile, daß mir dies eine Verwundung war. Auch die Pflanze im alten Schloßpark draußen, der jetzt der Universität zu botanischen Zwecken dient, bewegte sich seltsam. Gerade meinem Balkon gegenüber stand eine riesige Pappel, die ich oft verwundert hatte, da sie uns die Aussicht auf das Schloß stündend durchschneit. Jetzt sah sie fast aus, als ob sie Fortzieher spielte. Ich lief hinunter ins Erdgeschloß zu den Zimmern meiner Frau, um sie auf das Naturspiel aufmerksam zu machen. Sie sah aber bereits jubelnd am Fenster, unter dreijährigen Kletterern auf dem Schloß. Als ich eben eintrat, rief meine Frau: „Da fällt die große Pappel in den Schloßweider!“ Im selben Augenblick hob sich aus dem Weider eine Schaumwelle, haushoch. Als sie wieder zurückkam, war meine Aussicht aufs Schloß um ein Beträchtliches freier geworden. Mein Kletterer aber sah mich etwas beorgt an und fragte: „Vater, müssen jetzt die andern Bäume auch alle umfallen?“

Obzwar so schlimm wurde es nun nicht; aber auf meinem Besichtigungsgang, eine halbe Stunde später, fand ich doch, daß die große Pappel durchaus nicht das einzige Opfer war. Knapp hundert Schritt von unserm Hause war die Straße zur Hälfte durch zwei andre, nur wenig kleinere Pappeln gesperret, die quer über den Parkgraben gestürzt waren. Es regnete und wehte noch immer heftig; aber Kinder und Hunde hatten sich schon zahlreich eingefunden. Der Kletterer vom Herrn Konfistorialrat,



Das Zodiakallicht in Mitteleuropa.



Das Zodiakallicht in den Tropen.

der sechs Straßen weiter drinnen in der Stadt wohnt, war eben dabei, sich das oberste Reis des einen Baumes in Ermanglung einer Miße um sein neunjähriges Theologenhaupt zu winden. Er war so beschäftigt, daß er meine Frage, ob er bei diesem Wetter hier in der Vorstadt herumlaufen dürfte, ganz überhörte.

Im Garten, bei der Todesstätte der großen Pappel, traf ich den Herrn Inspektor mit einem ganzen Stabe von Gärtnern und Schloß mit der Suite an. Die versicherten, der Baum sei längst hoch gewesen und habe sonieo nächste Woche weggemacht. Es war gewiß wahr; übrigens äußert sich meine Betty eben, wenn ihr ein Glas zerbrochen ist, — es ist immer schon längst ein Sprung darin gewesen. Der riesige Stamm lag quer auf dem grünlichen Weider. Von fern sah es aus, als ob er ganz unbedenklich sei; bei genauerm Hinschauen aber erwieß sich, daß sein hohler Bauch in zahlreiehe Stücke gehörten war. Der Herr Inspektor erklärte mir, daß bei eine Wirkung des Aufschlagens aufs Wasser; eine Wasserflut, und ganz besonders eine Hagelwende, habe eine furchtbare Widerhandkraft. Nach erinnerte dieser Zustand des Baumes an den Erfolg gewisser Verordnungen und Gesetze, die plötzlich in dem Zwecke ertausen werden, die bisherige öffentliche Gesittung von Staats wegen und von oben herab zu verbessern.

Unter den Gärtnern war ein freundlicher Mann mit weissen Bart und Hornbrille, der vornehmlich die Richtung des Sturzes lobte; denn wenn der Baum nach der andern Seite gefallen wäre, so hätte er leicht ein paar Gemächshäuser eingeschlagen. Diesen Optimisten fragte ich im Weitergehen aus, wie alt die umgestürzten Bäume — es waren ihrer noch drei oder vier — wohl wären. Die Auskunft schwankte zwischen sechzig und achtzig Jahren; „aber diese Erde da,“ meinte er, „hat wohl ihre hundert Jahre, eher fünf mehr als weniger.“ Das ist doch etwas. Dieser Baum war während der Stürme der großen Revolution geplanz, er hatte eine ganze Menge von Käufern und Königen überdauert, bis ihn nun unter dem dritten Deutschen Kaiser eine unsichtbare Hand im Augenblicke hinstrakte. Es war ein wundervoll gewachsener Stamm, schlank und gerade; der Sturm hatte ihn völlig entwurzelt

und schräg über ein großes Katzenbein hingelagt. Ein armdicker, läppig grünerer Erpen war mit in den Sturz seines Katersers verwickelt worden und stürzte nun von dem umgekehrten Marschbaum der Erde in die Höhe, wie ein verblühter Kletterer, der im Goltzhof im Mitternacht plötzlich aufwacht und erst allmählich merkt, daß sein Bettgestell unter ihm eingebrochen ist. Zwischen den Erpenranken hing noch das botanische Kamensstüchlein des Baumes: „Fraxinus elatior, erhabene Eiche“, und neben dieß nicht mehr passenden Bistenkarte war, erheblich erst vor kurzen, der Wappenzirkel einer studentischen Verbindung über dem Worte „Anna“ tief in die Rinde eingeschnitten. Da unsere Studentinnen noch keine eignen Verbindungen bilden, so wird diese Inschrift wohl das Werk eines jungen Kommilitonen sein, der noch in den Semestern steht, wo man es gern in alle Rinden einschneidet. Aber die Anna wohl kein maq? Seine Schmeißer wahrlich nicht. Möchte der Himmel sie und ihn in Stürmen bewahren, die heimlicher fahren und schlimmer wirken als der große Frühlingsturm dieses Tages!

Dieser Sturm war immerhin ein merkwürdiges Naturereignis; aber fast noch merkwürdiger war mir's, zu gewahren, wie rasch und geschickt wir Menschen uns ein solches Ereignis jeder zu seinen ganz besonderen Zwecken zurechtzulegen wissen. In der Zeitung, die am folgenden

Morgen wie üblich neben meiner Frühstückstafel lag, und deren Druck abends zuvor um acht Uhr beginnt, fand ich bereits einen Leitartikel mit dem Anfang: „Gleich dem Frühlingstürme, der, während wir dies schreiben, über unser schönes Vaterland braust, regt sich in der Tiefe der Volksseele der sornige Unmille gegen eine Partei, die —“ und so weiter. Am Anzeigenteil brachte ein Geschichtsbuch keine garantiert sturmrischen Windstürme in empfehlende Erinnerung. — Später, in fern der Stelle, wo die beiden Pappeln über den Graben gefallen waren, begegneten mir etliche Bauernweiber und halbwüchsige Jungen mit Bündeln und Schieblarren voll Holz; es waren sehr ansehnliche Kette darunter, glatt und sauber abgeschliffen. Einer der Jungen trug eine Säge, und als ich ihn fragte, woher sie kämen, erklärte er, sie hätten das abgeweilte Holz aufgegeben. Vor den beiden schon ziemlich gründlich zugehauenen Stämmen trat ich diesmal den Herrn Konfistorialrat selber. Anscheinend studierte er an seiner Predigt für den nächsten Sonntag, denn er machte mich föglicd darauf aufmerksam, welsch ein augencheinliches Gleichnis von der Sinnlosigkeit alles irdischen Hohen und Stolzen hier vor uns liege. „Das hat mir Herr Frey gehen schon an dieser Stelle in Bind und Regen bewiesen,“ sagte ich, „als er mit einem Baumreis spielte, das eine halbe Stunde zuvor noch sechzig und etliche Fuß über ihm auftraq.“

Der Herr Konfistorialrat sah mich stiefmürrig an. „Wjo daher hat der Bengel seit gestern abend den Schnupfen?“ rief er. „Na, ich werd's aber meiner Frau sagen.“ Mir that der arme Frey leid. „Mein Gott,“ sagte ich, „Kinder sind nun mal so; die laufen und gebethen im Regen wie im Sonnenschein,“ und bei mir dachte ich: „Eine Miße könnte die Frau ihrem Jungen nun allerdings doch auflegen, wenn er in dieser Jahreszeit vor die Thür laßt. Dazu ist sie Mutter.“ Aber als ich wieder heimkam, hatte unter Kletterer gerade eine minutenlange Abwesenheit seiner Mutter bemerkt, um einen Tarn von Banflöschchen in seine Milchsuppe zu werfen. „Siehst du, Vater,“ sagte er strahlend, „jetzt ist die arme Pappel in den Weider gefallt.“

Seitdem waren schon mehrere Monate vergangen, die umgestürzten Baumstämme waren beseitigt, die Dächer geflickt, Prediger und Medakturen hatten im Fortschritt der Jahreszeiten längt neue Kleidnisse und Antänge für ihre Betrachtungen gewonnen, als ich mitten in der Sommerstille noch einmal sehr angenehm an den großen Frühlingsturm erinnert wurde. Gelegentlich eines eintägigen Aufenthalt in einer Nachbarchadt hatte ich auch einen lieben jüngeren Studienfreund besucht, der dort angeheilt ist und mir am Dummfahrtsstage seine Verlobungsanzeige zugeschliffen hatte. Er machte mich mit seiner Braut bekannt — einem reizenden, finigen Mädchen — und am Abend begleitete er mich ins Rathaus, wo wir noch eine Flasche Roggenwein auf das Glück seiner Zukunft leerten. Verlobte leben immer voraus, daß man überaus neugierig sei, zu erfahren, wie das nun eigentlich gekommen ist, und so

begann auch mein Freund endlich nach einer Gesprächspause etwas vorzukommen: „Ja, weißt du, eigentlich liebte ich Hedwig ja schon seit dem ersten Mal, wo ich sie damals in Köln bei ihren Verwandten kennen lernte. Als ich dann vorigen Herbst hierher verlegt wurde, machte ich meinen Anlaufbesuch bei den Eltern, wurde auch ein paarmal eingeladen, und wir fanden uns auch sonst in Gesellschaften; aber weißt du, ich kam aus der Schüchternheit und Ungehörigkeit ihr gegenüber nicht heraus, und sie ließ mich's, wie mir schien, ziemlich deutlich merken, daß ich ihr nichts Besonderes sei, in der Reserve-Milieu-Uniform gerade so wenig wie in Zivil. Bis dann zu allem Glück der große Sturm kam, am 18. März — du erinnerst dich wohl? Wir hatten gerade ein recht fleißig und ungenüßliches Diner bei unserm Chef erledigt, ich wollte mir die Dreiviertel sparen und dachte unter meinem Regenschirm noch bei nach Hause zu kommen; aber gerade auf halbem Wege brach's los. In-erst flappete mir natürlich der Regenschirm um, und während ich mich noch damit abmühte, trachtete fünf Schritte vor mir ein halber Schornstein auf die Straße. Na, Gott sei Dank, dachte ich, er hätte auch auf meinen Entschluß fallen können — aber da kam auch schon der Gut vor mir her, natürlich durch die Gasse. Bekanntlich sieht ein Mann nie lächerlicher aus, als wenn er hinter seinem Gut herläuft; ich empfand das sehr deutlich, während ich unter Hagel, Regen und Dachziegeln dem meinigen nachstrebte. Endlich ermittelte ich ihn — er hatte sich auf dem Gitter eines Vorgartens aufgepießt. Gleichzeitig schmet- terte wieder etwas Unpassendes neben mir aufs Pflaster — diesmal war's ein Dachstüberchen —, und so hielt ich es für rathsam, mich unter die nächste Haus Thürschwelle zu flüchten. Und wie ich das sehe, mit meinem jetzthalben Gut in der einen und dem gewesenen Sturm in der andern Hand, merke ich erst, daß es Ihre Haus Thür ist. O Gott, denke ich, wenn sie dich nur wenigstens nicht auf dieser Dutzend gehen hat! Raum hab' ich's ausgedacht, so macht hinter mir schon ein Dienstmädchen die Thür auf und schiebt ein wenig: eine Empfehlung von Frau Geheimrat, und ob ich mich nicht hinauf bemühen wolle, — die Damen hätten mich kommen lassen, sie hätten gerade mein Thee. Na, ich sage dir, — mit welchen Empfindungen ich dieser Einladung folgte! Benutzt das süßliche Einleitungsgeplauder vom Wetter ergab sich ja diesmal von selbst. Die Frau Geheimrat ließ mich aber gar nicht zu Worte kommen. Nach dem

ersten Blick auf meinen Zustand — durchnäßt bis unter den Frack — bestand sie darauf, daß ich mich zunächst im Zimmer ihres Gatten mit Hilfe von dessen Kleiderkasten equipierte. Ich muß reißend ausgehoben haben, — mein Schwiegervater in spe ist, wie du gesehen hast, sehr geräumig angelegt, und ich kam mir in seiner Joppe ungefähr vor wie eine Stahlheber im Zintenstich. Aber es half nichts; ich mußte heran an den Theisch, Hedwig mußte mir eine Tasse Thee mit sehr viel Rum brauen, — ach, ich hatte sie nie so entzückt gefunden wie hier in ihrem entzückten Dankstich, in dem bezaubernden, traulich warmen Zimmer, während draußen der Sturm proffelte, — und ich mußte mir immer denken: Herrgott, wie sehr ich aus, und wie muß ich unendlich über mich lachen! Na, da kam es denn doch mehr wie Galgenhumor über mich,

„Na, weißt du,“ sagte er und blickte erinnerungsfähig in seinen Römer, „so reich ging es doch nicht. Erst eines Abends — es war drei Tage vor Himmelfahrtstag —, da machte ich wieder mal einen Versuch, — mein Frau Geheimrat waren abends — na, es kann sein, daß ich das mochte... Und da höre ich, wie sie am Klavier sitzt und eben mit ihrer süßen Stimme singt:

Er ist gekommen in Sturm und Regen,
Er hat genommen mein Herz bewegen...

Da kommt' ich mich nicht mehr zwingen und trat ungemeldet nach kurzem Klopfen ein... Sie fährt auf, wir sehen uns an... Ich glaube nicht mal, daß ich ein Wort gesagt habe...“

„Ja ja auch nicht nötig,“ versetzte ich aufhebend. „Ein langer Blick des Verständnisses genügte euch, wie in den Bagnerischen Opem... Und so wurdet ihr glücklich. Möchtet ihr es immer bleiben! Aber jetzt — stehen wir also mit diesem letzten Glase an auf den, der euch doch eigentlich zusammengebracht hat... mit Sturmeswehen, wie es sich für die echte Liebe schickt...“

Er nickte mir glück- lich lächelnd zu, und die Römer klangen hell zusammen: „Es lebe der große Sturm!“

Henrik Ibsens Jugendheim.

Henrik Ibsen, der am 20. März d. J. in das siebzehnte Lebensjahr tritt, erblickte bekanntlich in dem norwegischen Städtchen Hien das Licht der Welt. Seiner engeren Heimat wurde der Dichter früh ent- fremdet, und lebte sein Vaterland vermochte ihm



Henrik Ibsens Jugendheim in Gjerpen (Norwegen).

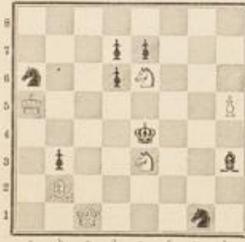
und ich glaube, wir waren schon in ziemlich angeregter Unterhaltung, als nach beendigtem Sturm auch der Hans- herr heimkam und mich in seiner Joppe vorfand. Gott sei Dank, der lacht wenigstens laut über dich, dachte ich; aber nachdem er ausgelacht hatte, beteuerte er, nun müßte ich auch den Abend dabeiben. Ich sah ihn und seine Frau an, ich sah sie so ein wenig ängstlich von der Seite an, — da wurde sie rot und sagte: „Ach ja, das wäre schön, Herr Affens! — na, und ich blieb. Nur daß ich mir wenigstens durch das Mädchen einen Kof aus meiner Wohnung holen ließ — das war ich meiner Ein- seitigkeit schuldig. Ach, wurde das ein schöner Abend! Und dann —“

„Kamst du sehr bald und oft wieder,“ ergänzte ich, „und — entschuldige, aber in sehr Minuten läßt mein Zug — also du ersehnt, daß sie dich auch schon längst liebte —“

nicht dauernd an sich zu fesseln. Während der Zeit seines reichen und reiften Schaffens hielt er sich im Aus- lande auf, erst in Rom (1864), dann in Dresden (1868), darauf in München (1875), dann wieder in Rom (1878) und nochmals in München (1885); erst seit 1892 lebte er in Christiania, das er indes wieder zu verlassen beabsich- tigt. Das Schicksal des berühmten Dichters ist nicht mehr vorhanden, denn es wurde durch Feuer zerstört, wohl aber steht noch das Haus in dem Fickten Gjerpen, wo Ibsen seine Knaben- und Schuljahre verlebte und die ersten poetischen Anregungen empfing. Ein Abdruck der von uns wiedergegebenen Abbildung wurde kürzlich auch dem großen Dichter zugestellt, und er ver- setzte nicht, seine Freunde über diese Gabe auszubilden, die ihn die Stätte lieber Erinnerungen getreu vor Augen riefte.

Aufgabe 11.

Von A. Bauerhorfer in München („Münchener Neueste Köstlichkeiten“) Schach.



Wichtig ist an und sehr mit dem dritten Zuge matt.

Madras aus dem Jubiläum-Jubiläum mit ununterbrochen fortgesetzt. — Unannehmlicher Nebel: Ernst Sauer in Stuttgart, — und und Delta der... (text is partially illegible)

Auflösung der Auf- gabe 11:

- 29. 1. Dg2-h1
- 2. 1. Sg6xg4
- 29. 2. Sg7-h7 matt.
- 29. 3. f4-f5, Dh1xh5 matt.
- A.
- 2. 1. Sg6xg4
- 29. 2. Sg7-h7 matt.
- 29. 3. Dh1-f1 matt.
- B.
- 2. 1. Kd4-e4
- 29. 2. Sg6-e6 matt.
- 29. 3. Dh1-e1, a1 matt.
- C.
- 2. 1. e6-e5
- 29. 2. Dh1-a1 matt.
- 29. 3. Da1-c3 matt.
- D.
- 2. 1. Kd4-e5
- 29. 2. Dh1-b2 matt.
- 29. 3. Dg6xh5, -f3 matt.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 12.

Vertragspartie, gespielt bei Gelegenheit eines Schachfestes zu Hamburg am 24. Januar 1898.

Unregelmäßige Eröffnung.

Weiß: Bird und Zander.	Schwarz: Schwan.	Weiß: Bird.	Schwarz: Schwan.
1. e2-e4	1. d8-d5	1. d4-d4	1. d7xg7
2. d2-d4	2. e7-e5	19. Da4-a4	18. e8-e7
3. d4-e5	3. e6-e6	20. Da8-b7	19. e8-e7
4. f2-f3	4. Sg3-g3	21. Td1-e1?	20. Td8-b8
5. Lf1-e4	5. Lg4-g4	22. Df5-e5	21. Sg8-f6
6. e4-e5	6. Ld4-a5	23. e4-e5	22. Sg6-a5
7. Sg1-f3	7. Dg8-e7	24. d5-d6	23. e7-e6
8. Dd1-e2	8. Df7-d6	25. Td1-e1	24. Td8-e8
9. 0-0	9. e8-e6	26. Te1-e1	25. Kd7-e7
10. Sd1-a3	10. Sg8-f6	27. Dg7-e7	26. Kd7-e7
11. Le4-e1	11. La5-b6?	28. Sg5-d6	27. Df7-b6
12. Le1-e3	12. Dg7-e6	29. Da6-d3	28. Kd7-f5
13. Le3xh6	13. a7-b6	30. b2-b4	29. Sg5-b7
14. Sd3-b5	14. 0-0	31. Sd5xg7	30. Td8-e8
15. Sd3-g5	15. Dd6-e7	32. Dd5xg7	31. Kf8-g8
16. Dg2-e4	16. h7-h6	33. Td1-e1	32. Dd5-d5
17. Sg5xf1	17. d6-d5		

Wichtig ist die Partie mit 19)

- 1) Ein sehr guter Zug; Schwarz, wie zur langen Reihe geübt.
- 2) Das involviert das spätere Cohe des Spielers ganz eines aber zwei Bauern und eines guten Königs. Bei 15. Sg7-g2 Th8-es ging der König auf e3 matt über.
- 3) Auf Sg6-b5 führt 20. e4-e5 Sg6-g4 f4-f3 Sg6-e4, b2-f4-f5 21. b2-b3 Sg4-e3 22. Ta1-e1 Sg3xg1 23. e5-e6 die Folge ist.
- 4) Der wichtige Zug, wie „The Field“ enthält, die von Gewinn führende Fortsetzung 21. e4xg5 Sg6-a5 22. Dh1-a7 Td8-e8 23. Td1-e1, 24. Sg6-b5 25. Sg6-a5 26. Sg6-b5 27. Sg6-a5 28. Sg6-b5 29. Sg6-a5 30. Sg6-b5 31. Sg6-a5 32. Sg6-b5 33. Sg6-a5 34. Sg6-b5 35. Sg6-a5 36. Sg6-b5 37. Sg6-a5 38. Sg6-b5 39. Sg6-a5 40. Sg6-b5 41. Sg6-a5 42. Sg6-b5 43. Sg6-a5 44. Sg6-b5 45. Sg6-a5 46. Sg6-b5 47. Sg6-a5 48. Sg6-b5 49. Sg6-a5 50. Sg6-b5 51. Sg6-a5 52. Sg6-b5 53. Sg6-a5 54. Sg6-b5 55. Sg6-a5 56. Sg6-b5 57. Sg6-a5 58. Sg6-b5 59. Sg6-a5 60. Sg6-b5 61. Sg6-a5 62. Sg6-b5 63. Sg6-a5 64. Sg6-b5 65. Sg6-a5 66. Sg6-b5 67. Sg6-a5 68. Sg6-b5 69. Sg6-a5 70. Sg6-b5 71. Sg6-a5 72. Sg6-b5 73. Sg6-a5 74. Sg6-b5 75. Sg6-a5 76. Sg6-b5 77. Sg6-a5 78. Sg6-b5 79. Sg6-a5 80. Sg6-b5 81. Sg6-a5 82. Sg6-b5 83. Sg6-a5 84. Sg6-b5 85. Sg6-a5 86. Sg6-b5 87. Sg6-a5 88. Sg6-b5 89. Sg6-a5 90. Sg6-b5 91. Sg6-a5 92. Sg6-b5 93. Sg6-a5 94. Sg6-b5 95. Sg6-a5 96. Sg6-b5 97. Sg6-a5 98. Sg6-b5 99. Sg6-a5 100. Sg6-b5
- 5) In Betracht kam hier auch 24. Da6-d3 Td8-b7 25. Da7-a6 aber 24... Td8-e8 25. d5-d6.
- 6) Theilweise wurde die Partie in dieser Stellung abgebrochen, jedoch am nächsten Tage von den verübenden Spielern der wahren Seite ohne weiteren Kampf verloren gegeben.

Schachbriefwechsel.

Alle P. in Delta. Sie müssen alle Gegenzüge von Schwarz be- rücksichtigen. Außerdem ist, was auf es geht (in Nr. 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100).



— Aus Zeit und Leben. —



Abendtoilette.

Aus dem Reiche der Mode.

Den Wünschen zahlreicher Leserinnen entsprechend, haben wir uns entschlossen, von Zeit zu Zeit Umriss auf dem Gebiete der Mode zu halten und besonders geschmackvolle Kostüme aus dem Reiche der Faszination, aber unumkehrlichen Verehrern vorzuführen. Den Anfang machen wir mit einer Abendtoilette von ausgezeichneter Vornehmheit mit dazu gehörigem Mantel. Das hohe Uebergewand der Toilette besteht aus weichem Kreppschiffon, der an der rechten Seite mit edlen schwarzen Chantillo-Spitzen infussiert wurde. Die Dekoration des Corsets und des oberen Rockteils wird aus sehr zarten Silberpailletten gebildet. Das Untergewand der Toilette ist aus Atlas in der Farbe wilder Rosen gefertigt; aus gleichfarbigem Musselinchiffon sind die epauletartigen Armeelchen und die untere Rockumrandung, beide, wie unsere Abbildung

zeigt, durch Schleifen aus schmalen schwarzen Sammetbändern gehalten. Der Grundstoff des Abendmantels ist reicher Satin Renaissance mit eingelestem Faltenteil aus Damast; feillich reiche, gefaltete Bordüre. Das Capuchon aus glattem Atlas wird von feinem Fais umgeben, ebenso der Kragen aus schwarzem Sammet, der innen voll mit Federn und Kreppschiffon garniert ist. Wir vervollständigen diese Beschreibung unserer Modenbilder noch durch einige allgemeine Angaben. Die Abendtoilette ist natürlich viel komplizierter als die für den Tag berechnete Quarttracht, da erstere die Aufgabe hat, das Gesicht ohne Beihilfe des Hutes, der eine so wichtige Rolle für die Physiognomie spielt, zu schmücken. Infolgedessen muß die Abendtoilette nicht Erleuchtungsgabe beweisen. Die große Kunst besteht darin, daß man die Mode gewissermaßen zu verhehlen und sie ganz dem Gesichte anzupassen sucht. Von diesem Prinzip ausgehend, müssen wir das augenblickliche Betreiben festhalten, das sich täglich mehr verbreitet, nämlich zu den Quarttrachten des Empire zurückzuführen. Diese so äußerst graziose Frisur besteht aus einem auf der Höhe des Kopfes befestigten Haarnoten; leicht gewellte oder gelöste Scheitel gehen bis aufs Ohr herab und umrahmen so das Gesicht in harmonischer Weise. Inzwischen fängt man in den Haarnoten keine Locken, die ihn alsdann noch leichter erscheinen lassen. Die Ergänzung der Abendtoilette sind fast immer sehr biegsame Strauchentücher in Büscheln, die am Ende einen kleinen Anoten aus Alu-
miniumstül zeigen; über die Federn wird etwas Diamantstaub geworfen, was bei Licht von schöner Wirkung ist. Die Wahl der Federn richtet sich nach der Farbe des Kleides. Ebenso trägt man als sehr elegant einen Anoten aus metallbesetzten Spigen oder einen Kobaltstiff mit hochstehender Marabout-Aigrette, aus der zwei Flügel aus schwarzer, mit Jaisheinden überzogene Spitze emporragen. Diejenigen Damen, deren Haar nicht reich genug ist, können sich sehr gut durch Anwendung des Ghignon „Zenith“ oder des „Néo-Gordien“ helfen, ebenso auch durch die „épingle merveilleuse“, die gleichzeitig den Vorteil bietet, eine Strauchentücher in eine solche für den Abend ungehalten zu können. Junge Mädchen haben einen reizenden und sehr jugendlichen Kopfsputz durch einen kleinen Kranz aus Mairöschgen, der den Haarnoten umgibt, sich mit den Locken verbindet und an der Seite in einem kleinen Sammetknoten endigt. Viele ziehen einfach

einen schönen Empirekranz vor, um die Frisur zu stützen und den Nacken zu zieren. Diese Kränze, die augenblicklich sehr in Mode sind, hat man aus hellem Schildpatt, kirchroten und jaspisfarbenem. Von zwei der hübschesten dieser Kränze, die wir sahen, war der eine in Form eines Storchpalmblattes geschnitten, der andere, nicht minder grazios wirkend, bildete nach oben fünf durchbrochene Plättchen. Schildpattadeln spielen überhaupt eine wichtige Rolle bei der Ausschmückung der Frisur; sie haben verschiedene Formen, denen die Pomatite des Fabrikanten die denkbar möglichste Abwechslung giebt. Die Aedel in Form einer Klaue, aus dem kostbaren ködrotten Schildpatt mit schwarzen Keilgen, ist sehr originell, ebenso die Aedel Wang mit ihren Spigen, die nach Art der japanischen Pflanzen geformt sind. Zur Vervollständigung der Abendtoilette sei noch das Collier aus mehreren Reihen von Perlen und Diamanten erwähnt, das von Brillantstücken zusammengehalten wird.



Rechtsansicht.

